

# aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

## Spiritualität

Wie Simon Peng-Keller christliche Quellen neu belebt und lehrt

## Engagement

Christel und Rupert Neudeck wollen nicht alleine glücklich sein

## Singende Flüchtlinge

Warum der Montags-Chor mehr und mehr Kreise zieht

## Familienarmut

Alleinerziehend und mit einem Bein in der Sozialhilfe



# Liebe Leserin, lieber Leser,



FOTO: SÜDBECK-BAUR

Erinnern Sie sich an die jährliche weihnächtliche Spendekampagne der *Heilsarmee* von *Spinas Civil Voices*? Auf den Fotos sind Gesichter und Oberkörper von Menschen zu sehen – vor und nach einem Schicksalsschlag. Sei dies eine Scheidung, ein Burnout, Mobbing usw. Ganz unten rechts steht dann unter dem Logo der *Heilsarmee*: »Für Menschen, die vom Glück verlassen wurden«. Das Eindrücklichste an diesen Bildern scheint mir, dass sie zeigen, wie zerbrechlich die Grenze zwischen Glück und Unglück, Erfolg und Misserfolg, Wohlstand und Armut ist. Jeder und jede kann davon betroffen sein, Sie und ich.

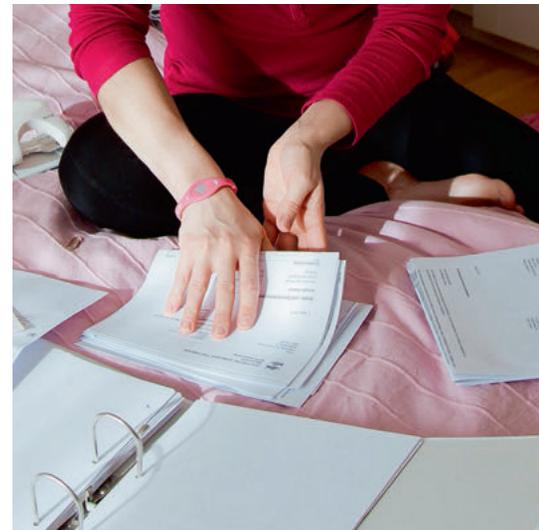
In unserem Fokus berichtet Judith Albisser über die diesjährige sozialpolitische Tagung der *Caritas Schweiz*. Sie stand unter dem Titel: »Familie ist kein Luxus«. An der Tagung wurde schnell klar, dass gerade Familien in unserem Land einem hohen Armutsrisiko ausgesetzt sind. Im Gespräch mit dem *aufbruch* verlangt die Juristin und Vizepräsidentin der *Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen*, Monika Pfaffinger, deswegen die Einführung von Elternzeit und Elterngeld. Ein Perspektivenwechsel in der Familienpolitik ist nötig, lesen Sie mehr dazu ab Seite 6.

15 Millionen Franken verheizen die Kirchen in der Schweiz jährlich. Weil das viel zu viel ist, unterstützt das Förderprogramm *proChileWatt* während drei Jahren Schweizer Kirchgemeinden, die ihren Stromverbrauch senken wollen. Die Pfarrei St. Josef in Köniz ist ein ökologischer Pionier und handelt und lebt gemäss umweltgerechten Leitlinien. Am 1. Mai wird sie dafür mit dem »Grünen Güggel« ausgezeichnet (Seite 5).

Isabelle ist Sans-Papier. Seit zehn Jahren lebt sie unsichtbar in der Schweiz. Sie hat Angst, von der Polizei kontrolliert zu werden, keinen festen Wohnsitz und arbeitet schwarz. In unserem Land ist ein Leben ohne Papiere ein täglicher Kampf. Und trotzdem sagt Isabelle im Porträt von Martina Läubli auf Seite 57: »Ich bin zwar Sans-Papiers, aber es geht mir besser als dort, wo ich herkomme.«

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

**Chatrina Gaudenz**  
Redaktorin



**Familie ist kein Luxus.** Gerade Familien sind in der Schweiz einem hohen Armutsrisiko ausgesetzt. Elternzeit und Elterngeld sind vielversprechende Lösungsansätze, die alles andere als eine Utopie sind. **Seite 6**

## Schweiz

- |  |           |
|--|-----------|
| <b>Aufgefallen</b>   | <b>5</b>  |
| Wie der grüne Güggel in der Könizer Pfarrei St. Josef kräht  |           |
| <b>Familienarmut</b>   | <b>6</b>  |
| Warum Alleinerziehende und Grossfamilien mit einem Bein in der Sozialhilfe stehen                            |           |
| <b>Grundeinkommen</b>  | <b>10</b> |
| Sozial ist, was Freiheit schafft   |           |
| <b>Pro und Contra</b>  | <b>12</b> |
| Fortpflanzungsmedizin: Designerbabys ja oder nein?   |           |
| <b>In Bewegung</b>   | <b>13</b> |
| Von Seefrauen in der Theologie. Basels Kirchenrat gewährt Flüchtlingen kein Kirchenasyl und lässt sie fallen |           |
| <b>Gastkolumne</b>   | <b>13</b> |
| Arno Arquint über die Zeit des Regenbogens   |           |
| <b>Hand-und-Herz-Gespräch</b>  | <b>14</b> |
| Simon Peng-Keller: ein Professor, der jeden Morgen betet   |           |
| <b>Singende Flüchtlinge</b>  | <b>58</b> |
| Das Projekt Montagschor zieht Kreise   |           |
| <b>Porträt</b>   | <b>57</b> |
| Die Unsichtbare. Wie Sans-Papiers Isabelle M. über die Runden kommt  |           |



FOTOS: CARITAS/PA ZANETTI; URSULA MARKUS; XXX; FRANK BRÜDERLI

**Hand-und-Herz-Gespräch.** Am Morgen ein Gebet, am Abend eine Meditation. Simon Peng-Keller, Professor für Spiritual Care und Seelsorger, lehrt und praktiziert christliche Spiritualität. **Seite 14**

**Nicht alleine glücklich sein.** Christel und Rupert Neudeck engagieren sich seit Jahrzehnten für Menschen in Krisengebieten. Dabei sind sie so verschieden. Was sie antreibt. **Seite 40**

**Montagschor.** Schweizerinnen, Schweizer und Flüchtlinge singen zusammen Lieder. Das Winterthurer Projekt, das letzten Herbst mit 100 Menschen begann, entwickelt eine ungeahnte Eindynamik. **Seite 58**

Politik & Gesellschaft

- Sozialprotokoll** 17  
Farzana Unger lebt mit ihrem deutschen Mann in Berlin. Sie arbeitet als Stadtteilmutter
- »Viele fühlen sich abgehängt«** 18  
Interview mit dem Politikwissenschaftler Wolfgang Schröder über die Macht der AfD, die Angst vor der Globalisierung und die fehlende Leidenschaft der Etablierten
- Hungersnot in Äthiopien** 20  
Es gibt immer mehr Warnungen vor einer Hungersnot in Äthiopien. Doch die Dürre trifft das Land nicht unvorbereitet
- Raus aus der Opferfalle** 22  
Flüchtlinge sollten sich selbst ein neues Leben aufbauen können und nicht in die Passivität gedrängt werden
- Sein und Haben** 24

Religion & Kirchen

- Gott und die Freiheit** 26  
Interview mit dem Freiburger Theologen Magnus Striet über Erlösung und den Auferstehungsglauben
- Was lockt Christen in die AfD?** 32  
Ihre Wähler sind meist konfessionslos, doch auch konservative Christen fühlen sich von der AfD angesprochen
- Der Lichtausknipser** 33  
Dompropst Norbert Feldhoff löscht die Dom-Beleuchtung beim Pegida-Protest
- Die Kirche und ihr Land** 34  
Christliche Biolandwirte wollen das Verfahren verbessern, nach dem die Mitteldeutsche Kirche Land verpachtet
- Lieber Bischof Oster** 35  
Verstellt die liberale Theologie den Glauben, wie Bischof Stefan Oster meint? Anne Strotmann meint Nein
- »Ihr seid doch naiv«** 36  
Wie verändern sich christliche und muslimische Gemeinden durch Flüchtlinge? Eine Nahaufnahme
- Glauben und Streiten** 38

Leben & Kultur

- Nicht alleine glücklich sein** 40  
Christel und Rupert Neudeck haben durch ihr Engagement gemeinsam die Welt ein bisschen verändert
- »Meine Haut ist nicht rosa«** 47  
Es gibt zu wenige Bücher und Spielsachen, in denen sich dunkelhäutige Kinder wiederfinden
- Wo Mephisto stolpert** 48  
Karikaturisten und Comiczeichner illustrieren Literatur und etablieren so eine neue Kunstform
- Immer**
- Betrachtung** 4
- Personen und Konflikte** 12
- Bücher** 54
- fairNetz** 57
- Kaleidoskop der Religionen** 57
- Ikonen der Geschichte** 60
- Agenda** 62
- Briefe** 62
- Impressum** 63
- Vorsicht Satire** 64



FOTO: THALA LINDER

## Schildbetrachtung

Mitten im Wald. Ein Schild.

Es macht die, die zu Fuss wandert, zur In- oder Ausländerin.

Mitten im Wald gehöre ich plötzlich nicht mehr dazu.

Bei Tag ist es ein Grenzübergang.

Und bei Nacht?

Ein Stück Wald?

Eine undurchdringbare Wand?

Mitten im Wald. Das Schild.

Es macht den visumpflichtigen Ausländer zum Eindringling und Verbrecher.

Mitten im Wald darf er nicht mehr weitergehen.

Mitten im Wald sieht man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr.

Oder vor lauter Schildern den Menschen?

Mancherorts werden Bäume ausgerissen.

Schade, dass man dieses Schild nicht auch zu Brennholz machen kann.

**Thala Linder**, Pfarrerin

# Wie der grüne Guggel krächt

In der Könizer Pfarrei St. Josef wird Umweltmanagement gross geschrieben. Das stärkt christliche Glaubwürdigkeit und Geldbeutel auf einen Streich

Auf 15 Millionen Franken jährlich türmte sich das Sparpotenzial, wenn die Kirchen in der Schweiz mit Bedacht und Köpfchen heizen würden. Und da sich die Kirchen der Bewahrung der Schöpfung und damit einem schonenden Umgang mit der Umwelt erklärermassen verpflichtet fühlen, ist sinnvolles Heizen angesichts stetig steigender CO<sub>2</sub>-Emissionen ein Gebot der Stunde. »18 Grad Raumtemperatur in der Kirche während Gottesdienstzeiten genügen«, sagt Umweltspezialist Kurt Aufdereggen vom ökumenischen Verein *oeku Kirche und Umwelt*. Allerdings ist die Absenkung der Raumtemperaturen bei weitem nicht der einzige Punkt, den ein gutes Umweltmanagement im Auge hat.

So fördert die Könizer Pfarrei St. Josef zudem die Pflanzenvielfalt in ihren Rabatten und trennt den Müll. Viel Wärmeverlust wird zudem vermieden durch die Verlegung des Zugangs zur Kirche, der im Winter durch das Foyer des Pfarreizentrums läuft. Und Sakristan Ante Corluka – er besuchte entsprechende Weiterbildungen – wacht mit Argusaugen über die Steuerung der Heizanlage. So spart die Könizer Pfarrei jetzt jährlich rund 4000

Franken oder fast satte 40 Prozent der Heizkosten ein!

Seit 2009 ist die Pfarrei gleichsam mit Haut und Haar ökologisch-theologisch auf dem Weg. Auslöser war damals die Fastenaktion »Recht auf Nahrung – gesundes Klima«. Durch dieses Fastenmaterial motiviert, krepelte Franz Stadelmann die Ärmel hoch und initiierte die AG Energie. »Weil Strom, Heizenergie und Wasser ökologisch am meisten einschenken, konzentrierten wir uns zuerst auf diese Punkte«, berichtet der inzwischen 74-jährige Spiritus Rector in Sachen Umwelt. 2010 wurden auf der Sakristanwohnung »erstmalig auf einem katholischen Gebäude des Kantons Bern Sonnenkollektoren für die Warmwasseraufbereitung installiert«.

Inzwischen hat das Umweltteam systematisch alle Pfarreibereiche und Abläufe unter Einbezug aller Gruppen und Arbeitsfelder überprüft. Die Ergebnisse hat das Team um Roland von Däniken in einem 37-seitigen Bericht vorgelegt. Dieser Bericht dokumentiert nicht nur den hartnäckig langen Atem der AG Energie, sondern auch die Entstehung der Schöpfungsleitlinien, das Heizkonzept und die an der Förderung der Biodiversität orientierte Gestaltung der Pflanzenrabatten bis hin zu mannigfaltig zu beachtenden Sicherheitsfragen. »Die Schöpfungsleitlinien als Fundament und Vision der Pfarrei wurden in einem Gottesdienst feierlich unterzeichnet«, erzählt Franz Stadelmann, »und auf Fahnenbanner für alle sichtbar in der Kirche aufgehängt«. Da heisst es zum Beispiel: »Wir fördern gesunde Lebensräume für Menschen, Tier und Pflanzen.« Das St. Josef gemäss diesen Vorsätzen handelt und lebt, bescheinigte kürzlich ein externer Gutachter, und der Auszeichnung mit dem »Grünen Guggel« am 1. Mai steht nichts mehr im Weg. Wolf Südbeck-Baur [www.sanktjosefkoeniz.ch](http://www.sanktjosefkoeniz.ch); [www.oeku.ch](http://www.oeku.ch)



**Ein Bienenhaus**, gebaut von Kindern der Könizer Pfarrei, schärft früh Sinn für die Umwelt

FOTO: CLAUDIA BALMEGER

## Neuer Kurs Umweltmanagement

Was die Könizer Pfarrei St. Josef in Sachen kirchliches Umweltmanagement auf die Beine gestellt hat, können Kirchgemeinden jetzt in einem Lehrgang der *oeku Kirche und Umwelt* erlernen. Der Kurs befähigt die Teilnehmenden, ihre Kirchgemeinde in zehn Schritten bis zum Umweltzertifikat »Grüner Guggel« zu führen. Der Kurs dauert vom September 2016 bis April 2017. Der Infoabend findet am 27. April, 19 Uhr, im Zentrum Dreifaltigkeit in Bern statt. Tel. 031 398 23 45, [kurse@oeku.ch](mailto:kurse@oeku.ch).

**aufbruch**  
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

## Einladung zur Generalversammlung

**Donnerstag, 28. April 2016, 19.30 Uhr**

Zürich, Centrum 66  
(Hirschengraben 66)

### Traktanden:

1. Begrüssung
2. Wahl des Stimmenzählers
3. Protokoll der Generalversammlung vom 13. Mai 2015
4. Jahresbericht
5. Finanzen
6. Decharge
7. Wahlen
8. Varia



## Wie hast du's mit der Religion?

**Bekannte Persönlichkeiten stellen sich der Gretchenfrage**

**Benno Bühlmann, Wolf Südbeck-Baur, Martina Läubli, Wie hast du's mit der Religion?**  
Gespräche über Gott und die Welt, db-Verlag 2015, 206 Seiten, für *aufbruch*-Abonnenten:  
**Subskriptionspreis CHF 25.–** (plus Porto) statt Fr. 32.80

Gespräche über Gott und die Welt mit den Schriftstellern Peter Bichsel, Eveline Hasler, Lukas Hartmann, Charles Lewinsky, Liv Kortina und Peter Stamm, der Clownin Gardi Hutter, der Sängerin Sina, dem Musiker Polo Hofer, der Slam-Poetin Hazel Brugger, der Islamwissenschaftlerin Rifa'at Lenzin, der Hirtin Pia Solèr, der Philosophin Annemarie Pieper, den Politiker/-innen Maya Graf, Josef Lang und Jean Ziegler, der Schauspielerin Mona Petri und dem Journalisten Michael Meier. Sie alle geben in den Interviews einen spannenden, biografisch geprägten Einblick in ihr persönliches Verhältnis zu Religion und Spiritualität. Der Band bietet vielfältige Anregungen zum Nachdenken über existenzielle Fragen. Ein gehaltvolles Geschenk für alle, die Fragen nach Sinn und Tiefe des Lebens auf der Spur sind.

**Bestellungen:** *aufbruch*-Aboservice, Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78, [abo@aufbruch.ch](mailto:abo@aufbruch.ch)

# Mit einem Bein in der Sozialhilfe



FOTOS: PIA ZANETTI/CORBIS

Alleinerziehende und Grossfamilien leben häufig in ständiger Angst vor dem sozialen Absturz. Das muss nicht sein, wie das Beispiel des Kantons Genf zeigt

Von Judith Albisser

In der Schweiz sind 590 000 Menschen von Armut betroffen. Gerade Alleinerziehende sind überdurchschnittlich oft davon betroffen, so wie die alleinerziehende Mutter Patrizia Monier. Ihre beiden Kinder Carla (5) und Florian (3) zieht sie seit knapp drei Jahren alleine gross. Neben der Kindererziehung arbeitet Patrizia auf Stundenbasis am Flughafen. Ihr Arbeitstag beginnt schon um 5.30 Uhr und endet nicht selten erst um 22.00 Uhr. Nebst der Kinderbetreuung, der Hausarbeit und der Arbeit am Flughafen bleibt ihr kaum Zeit für sich selbst.

Schwer wiegen auch die finanziellen Sorgen. Die 33-Jährige muss schauen, welche Rechnungen sie überhaupt zahlen kann, denn eine Zahnarztrechnung kann schnell einmal die fragile Budgetplanung über den Haufen werfen. »Ich habe schon eine richtige Briefkastenphobie entwickelt vor lauter Angst vor immer neuen Rech-

nungen«, erklärt sie seufzend. Und beim Einkaufen muss Monier stets die Warenpreise zusammenrechnen, damit die Ausgaben nicht ihr Haushaltsbudget übersteigen. Manchmal reicht es nur für ein einziges Stück Fleisch, das dann die Kinder bekommen. Kleider kauft sie häufig im Secondhandshop.

Trotzdem ist Angst ein ständiger Begleiter. So hat Patrizia Monier beispielsweise geradezu panische Angst davor, zum Sozialamt gehen zu müssen: »Ich kämpfe dagegen, ein Sozialfall zu werden. Das ist mir ganz wichtig.« Sie sucht denn auch eine Festanstellung, weil sie gerne mehr arbeiten würde. Da die junge Frau aber alleinerziehend ist, hat sie viele Jobabsagen bekommen. Immer wieder heisst es, sie sei zu wenig flexibel. »Es tut weh, wenn man von Anfang an keine Chance bekommt, weil man Kinder allein versorgen muss.«

*Caritas Schweiz* gibt Armutsbetroffenen seit Jahren eine Stimme und engagiert sich, indem sie Armut hierzulande durch Zahlen und Fakten sichtbar macht. Mit der Erklärung »Armut halbieren« lancierte die *Caritas* im Jahr 2010 eine Dekade zur Bekämpfung der Armut in der Schweiz. Dabei hat sie auch Forderungen an die Politik gestellt. Der Bund hat in den letzten Jahren Standortbestimmungen zur Armutspolitik vorgelegt und eine nationale Armutsstatistik sowie ein nationales Programm zur Prävention und Bekämpfung von Armut erarbeitet. Für *Caritas Schweiz* ist Armut, speziell die Familienarmut, denn auch die wichtigste sozialpolitische Herausforderung der Gegenwart. Im Allgemeinen wird Armut als soziales Phänomen begriffen, das als Zustand gravierender sozialer Benachteiligung verstanden wird. In der Schweiz existiert keine einheitliche Definition von Armut. Die hier benützten Definitionen und Beschreibungen von Armut orientieren sich an jenen der *Caritas* und des *Bundesamtes für Statistik*.

Gemäss dem von der *Caritas* 2014 veröffentlichten »Neuen Handbuch Armut in der Schweiz« umfasst das Armutsverständnis drei Dimensionen: »Wer von Armut betroffen ist, lebt in einem Haushalt, dessen Einkommen unter dem sozialen Existenzminimum liegt. Wer von Armut betroffen ist, lebt in einer prekären Situation, die nicht nur von einem Mangel an finanziellen Mitteln geprägt ist (...). Wer von Armut betroffen ist, dem oder der mangelt es an konkreten Handlungsperspektiven und Lebenschancen.«

Wer gilt also als arm? Und wie wird Armut gemessen? Zur Bestimmung von Armut werden laut dem *Bundesamt für Statistik* verschiedene Konzepte verwendet. Das absolute Armutskonzept basiert auf einer Armutsgrenze in der Höhe des sozialen Existenzminimums. Anhand der Armutsquote werden Armut und Armutsgrenzen definiert: »Als arm gelten demnach Personen, die nicht über die finanziellen Mittel verfügen, um die für ein gesellschaftlich integriertes Leben notwendigen Güter und Dienstleistungen zu erwerben (...).«

## Hohes Armutsrisiko für Familien

Unter dem Titel »Familie ist kein Luxus« rückte die sozialpolitische Tagung der *Caritas Schweiz* heuer das weite Feld der Familienarmut ins Zentrum. Fünf Referentinnen und ein Referent beleuchteten das Thema aus verschiedenen Perspektiven. An der Tagung Ende Januar diskutierten an die 200 Fachleute und Interessierte über die Ursachen von Familienarmut und mögliche Lösungsvorschläge. Dabei wurde sehr schnell deutlich, dass Familien in der Schweiz einem grossen Armutsrisiko ausgesetzt sind. Mariangela Wallimann-Bornatico, Präsidentin von *Caritas Schweiz*, wies darauf hin, dass ein gewisser politischer Unwille bestehe, die Familienarmut zu bekämpfen, denn weitverbreitet sei die Haltung, Familie lediglich als Privatsache zu verstehen. Diese Wahrnehmung führe dazu, dass politische Vorstösse oder Initiativen über Familienangelegenheiten durch das Parlament respektive durch das Volk meistens abgelehnt würden.



**Patrizia Monier** muss jeden Monat abwägen, welche Rechnungen sie bezahlen kann

Unisono betonen die Referentinnen, dass die Familienpolitik in die Armutspolitik eingeordnet werden müsse, denn es gehe nicht nur um die wirtschaftliche, sondern auch um die soziale Existenz der Armutsbetroffenen. Zudem belegen die statistischen Fakten, dass Armut jede und jeden treffen kann – und der Weg in die Armut ist manchmal kürzer, als man denkt. So ist in der Schweiz heute bereits jede zehnte Person arm. Laut der Statistik aus dem Jahr 2012 kommen zu den 590 000 Menschen, die direkt von Armut betroffen sind, noch jene 400 000 Personen dazu, die von Armut bedroht sind. Dabei sind Kinder aus armen Familien zudem dem Risiko ausgesetzt, nicht aus der Armutsspirale herauszukommen und arm zu bleiben.

Dass nicht alle Kinder die gleichen Startchancen ins Leben haben, weiss Barbara Bleisch. Die Philosophin unterstreicht, dass sich ein Kind seine Herkunftsfamilie nicht aussuchen kann, wie auch die Eltern ihr Kind nicht aussuchen können. »Trotzdem bleiben Familienbeziehungen *die* biografische Konstante in unserem Leben – sie prägen und binden uns.«

Diese Chancenungleichheit, die Kinder aus armen Familien betreffen, lässt sich allerdings beheben, wie die Genfer Stadtpräsidentin Esther Alder an der *Caritas*-Tagung aufzeigte. Dabei gilt die Stadt Genf als eines der teuersten Pflaster Europas. So wurde bei einem Teil der Bevölkerung eine fortschreitende Prekarisierung festgestellt. Der Kanton Genf hat mit 5,8 Prozent eine der höchsten Arbeitslosenzahlen in der Schweiz. Der Schweizer Mittelwert beträgt 3,8 Prozent. Entsprechend sind die Sozialhilfebezüge in den letzten Jahren massiv ange-

**Alleinerziehend.**

In der Schweiz schultern bei 83 Prozent der Einelternfamilien Mütter wie Patricia Monier alles allein



stiegen. Armut gehört in Genf zur Realität, so die grüne Politikerin.

**Familienergänzungsleistungen helfen**

Als Sozialdirektorin weiss Alder, wovon sie spricht, wenn sie erklärt: »Vorwiegend sind Grossfamilien und

Einelternhaushalte von Armut betroffen«. Doch Alder weiss auch, wie mit gezielten politischen Massnahmen Familienarmut nachweislich reduziert werden kann. So setzen sich Kanton und Stadt Genf dafür ein, dass alle Kinder in der Bildung und in der Gesellschaft die gleichen Chancen haben. Dies wird mittels Familienergänzungsleistungen auf kantonaler Ebene erreicht. In der

## »Elternzeit und Elterngeld einführen«

Gute Gründe sprechen für einen Perspektivenwechsel, der die Familie stärkt. Fragen an Monika Pfaffinger

**aufbruch:** *Frau Pfaffinger, was muss sich ändern, damit die Care-Arbeit heute angemessen anerkannt wird?*

**Monika Pfaffinger:** Die angemessene Anerkennung und Verteilung von Pflege-, Fürsorge- und damit zusammenhängender Hausarbeit, sogenannte Care-Arbeit, ist in zahlreichen Feldern über verschiedene Massnahmen anzustreben. Namentlich betrifft dies die Bereiche Lohngleichheit sowie die Steuer- und Sozialhilfesysteme. Darüber hinaus braucht es die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf – für Frauen und Männer. Es ist davon auszugehen, dass mit der stärkeren Übernahme von Care-Arbeit durch Männer und Vätern und der stärkeren Übernahme von Erwerbsarbeit durch Frauen und Müttern eine grundsätzliche Neubewertung von Care-Arbeit und Erwerbsarbeit stattfindet. Auch das Familien- und Erbrecht kann wertvolle Beiträge für die angemessene Anerkennung von Care-Arbeit leisten. Basis und Folge all dieser Punkte sind der Abbau von stereotypen Rollenbildern. Für die Schweiz von heute hat die Einführung von Eltern-

zeit und Elterngeld prioritäre Bedeutung. Denn sie gibt Eltern nach der Geburt ihrer Kinder in der intensivsten Betreuungsphase gewisse Freiräume, bindet von Beginn an die Väter in die Care-Arbeit ein und sichert Müttern den Verbleib im Erwerbsleben ab. Es handelt sich nicht nur um eine familien- und gleichstellungspolitische, sondern auch um eine wirtschaftspolitische Massnahme.

*Inwiefern sind Elternzeit und Elterngeld wirtschaftspolitische Massnahmen?*

**Pfaffinger:** In der Schweiz sind Bildungsniveau und Erwerbsintegration von Frau und Mann zwischen 20 und 35 Jahren ähnlich hoch. Die Geburt von Kindern aber führt bei Müttern zur Zäsur. Sie ziehen sich hier ganz oder teilweise aus dem Erwerbsleben zurück und leisten dann den Grossteil der Haus- und Sorgearbeit unter Verzicht auf Lohn und Berufsentwicklung. Väter bauen ihr Erwerbsengagement aus, betonen heute aber, nicht mehr Freizeitväter sein zu wollen. In der Schweiz sind staatliche Investitionen in Sozialleistungen niedrig. Im OECD-Län-



**Monika Pfaffinger**, geboren 1974, doziert Privatrecht an der Uni Luzern. Seit 2012 ist die Juristin zudem Vizepräsidentin der Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen EKFF.

dervergleich investieren nur drei Länder weniger in Familien als die Schweiz. Der Mutterschaftsurlaub ist kurz und die Fremdbetreuungs- und Ganztagesstrukturen sind schlecht ausgebaut. Mangels Elternzeit findet man in kaum einem Land

Stadt Genf werden Zulagen für Schulkosten, kostenlose Freizeitaktivitäten für Kinder und Sprachkurse für fremdsprachige Eltern finanziert. Die Familienergänzungsleistungen werden mittels eines ausgeklügelten Berechnungssystems ermittelt. Esther Alder ist überzeugt, dass Armut ausgerottet werden kann, wenn der politische Wille dazu vorhanden ist.

Anna Hausherr vom *Schweizerischen Verband alleinerziehender Mütter und Väter* sprach über die Leistungen und (moralischen) Verpflichtungen, die Familien haben. Besonders hoch sind die Anforderungen für Einelternfamilien, da ein Elternteil für den Hauptteil der Betreuung und des finanziellen Unterhaltes aufkommen muss. Die Vereinbarung von Familie und Arbeit ist gerade bei ihnen durch viele Hürden erschwert. Viele Einelternfamilien leben in prekären Verhältnissen. In der Schweiz gibt es über 200 000 Einelternfamilien. Bei 83 Prozent von ihnen sind die Mütter die Alleinerziehenden. Laut Anna Hausherr sind genau diese Einelternfamilien am meisten armutsgefährdet. Diese hätten oftmals finanzielle Probleme und die Gefahr bestünde, dass sie in die Armut abrutschen.

Monika Pfaffinger vertiefte in ihrem Referat das Thema Familienarmut weiter, indem sie die Korrelation zwischen Familie, Recht und Politik erklärte. Familie

## » Armut kann ausgerottet werden, wenn der politische Wille dazu vorhanden ist

Esther Alder, Genfer Stadtpräsidentin

bedeute viel Zeitaufwand, viel Arbeit und wenig Geld und Anerkennung für die geleistete Care-Arbeit, erläuterte Monika Pfaffinger und zeigte auf, dass Armut in der Schweiz ein weibliches Gesicht hat. Dafür verantwortlich seien strukturelle Gründe, insbesondere die ungleiche Rollenverteilung von Mann und Frau, die von Gesetzen und Institutionen noch immer bevorzugt würden, so die Juristin. Diese beinhalten ein Armutsrisiko für Familien. Care-Arbeit gilt hierzulande als private Angelegenheit. Der grösste Teil der Care-Arbeit wird jedoch von Frauen geleistet – unentgeltlich. Die Juristin fordert, dass die Care-Arbeit als Arbeit anerkannt wird mit dem Ziel, dadurch die Lohnungleichheit zwischen Mann und Frau wirksam zu bekämpfen. ◆

mehr Säuglinge in Krippen. Hoch ist hierzulande die Lohnungleichheit, rar Frauen in Kaderpositionen. Beides wird durch kinderbedingte Rückzüge mitbedingt. Das grösste unausgeschöpfte Potenzial liegt bei Müttern. Mit Elternzeit entwickelt sich ihre Berufsperspektive über die Geburt von Kindern hinaus weiter. Denn sozialstaatlich von unschätzbarem Wert ist die Bewahrung der Eigenversorgung gerade von Müttern auch mit Blick auf Scheidungen. Erwiesenermassen erhöhen Elternzeit und Elterngeld Verpflichtung und Motivation. Fluktuationen mit den entsprechenden Folgekosten verringern sich.

*Wie ist die Care-Arbeit finanzierbar?*

**Pfaffinger:** An erster Stelle braucht es einen Perspektivenwechsel: Die Familie ist nicht als Antithese zur Wirtschaftlichkeit zu verstehen, sondern als deren Nukleus. Das Wort Ökonomie leitet sich vom altgriechischen Begriff »oikos«, der Haus- und Familiengemeinschaft, ab. Sodann kosten Massnahmen wie Elternzeit und Elterngeld zwar, sie zahlen sich aber lang-

fristig finanziell aus. Gerade in Zeiten von hohen Scheidungs- und Trennungszahlen fängt die Bewahrung der wirtschaftlichen Eigenversorgung von Beginn an die negativen Auswirkungen von asymmetrischen Arbeitsteilungen auf, was entsprechende Kosten in der Sozialhilfe reduzieren wird. Im Familienrecht muss man aufhören, von der Frau als Unterhaltsberechtigter und vom Mann als Unterhaltsverpflichtetem zu sprechen. Für das Elterngeld hat die *Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen* Finanzierungsmodelle vorgeschlagen: Eine Finanzierung des Elterngeldes über die Erwerbsersatzordnung bedingt bei den Lohnprozenten je 0,2 Prozent mehr für Arbeitnehmende und -gebende. Bei der Finanzierung über die Mehrwertsteuer würde der Satz um 0,4 bis 0,5 Prozent angehoben.

*Heute werden jährlich 2,6 Milliarden Stunden an unbezahlter Care-Arbeit geleistet, was einer Schattenwirtschaft gleichkommt. Wer profitiert davon, dass die Care-Arbeit nicht bezahlt wird?*

**Pfaffinger:** Da gibt es keine einfache Antwort. Wenn die Erwerbsarbeit primär durch Männer geleistet wird und die unentgeltliche Arbeit von Frauen, liegt der Profit in der Sphäre der Erwerbsleistenden, die gut bezahlte Arbeit erbringen – namentlich keine schlecht bezahlte Care-Arbeit in Spitälern, Alters- und Pflegeheimen. Die wirtschaftlichen Ressourcen sind bis heute deutlich entlang der Geschlechterlinie verteilt. Armut, Abhängigkeit und Doppelbelastung treffen heute primär Frauen und Mütter, gerade auch nach einer Trennung oder Scheidung. Es finden sich derzeit zu viele Regelungen und Mechanismen, die Verlierer oft auf allen Seiten produzieren. Sowohl für die Mitglieder von Familien als auch gesamtgesellschaftlich. Es darf nicht sein, dass die Risiken, die mit der Care-Arbeit verbunden sind, im Allgemeinen nur einer Minderheit, vorwiegend den Frauen, aufgebürdet wird. Sie leisten für die gesamte Gesellschaft – Wirtschaft inklusive – diese so zentrale Arbeit.

*Interview: Judith Albisser*



**Acht Millionen Fünfräppler:** Aktion der Initianten der Volksinitiative »Bedingungsloses Grundeinkommen« auf dem Berner Bundesplatz

# Sozial ist, was Freiheit schafft

Am 5. Juni stimmen wir über das bedingungslose Grundeinkommen ab.  
Warum diese Volksinitiative ein Ja zur Gestaltung der Zukunft bedeuten könnte

Von Christian Urech

Sogar Klaus Schwab vom WEF findet es irgendwie gut. Angesichts von Globalisierung, Mechanisierung und Digitalisierung hat unsere Wirtschaft ein Problem. Das heisst: Wir alle haben ein Problem. Immer mehr Aufgaben werden von Maschinen, Computern und Robotern übernommen, Tendenz: stark steigend. Die Summe der Arbeit wird weniger. Personen, die jetzt administrative Arbeit erledigen, etwa im Bankensektor, werden ihren Job verlieren. In der Schweiz könnten bis zu 200 000 KV-Stellen davon betroffen sein. Der durch Rationalisierung entstehende Produktionsgewinn kommt aber nicht der Allgemeinheit zugute, sondern vor allem ein paar wenigen Shareholdern – mit dem bekannten Resultat, dass immer weniger Menschen immer mehr haben und immer mehr Menschen immer weniger.

Gleichzeitig fordern die gnadenlosen Gesetze der Marktlogik, dass auf Teufel komm raus rationalisiert werden muss, das heisst: Ausgaben und Aufwand werden weiter heruntergefahren. Was wiederum bedeutet, dass immer weniger Menschen in den Betrieben immer mehr leisten müssen – mit der paradoxen Folge, dass immer weniger Arbeit auf immer weniger Menschen

verteilt wird. Auf der einen Seite haben wir dann die, die völlig überlastet einem potenziellen Burnout entgegenhetzen, während viele andere darunter leiden, dass sie gar keine Beschäftigung mehr finden und auch nicht über das nötige Kleingeld verfügen, sich darüber hinwegzutrusten.

## Schöne neue Arbeitswelt

Und wer soll alle diese schönen Güter, die sich mit immer weniger Manpower immer besser und schneller und billiger herstellen lassen, letztlich kaufen, wer die von Robotern und anderen automatisierten dienstbaren Geistern erbrachten Dienstleistungen bezahlen? Die Wirtschaft braucht einen Absatzmarkt, und ein Absatzmarkt besteht aus einer kaufkräftigen Kundschaft. Wenn der Absatzmarkt aber immer kleiner wird, dann besteht auch aus kapitalistischer Perspektive ein Problem mit tendenziell steigender Dringlichkeit.

Vielleicht ist das der Grund, warum inzwischen selbst Leute wie Klaus Schwab über das bedingungslose Einkommen laut nachzudenken beginnen. Denn ein solches Grundeinkommen könnte ein Schritt in Richtung Lösung des oben skizzierten Pro-

blems sein. Einerseits würde es die Bevölkerung mit den für den Absatz von Gütern nötigen Finanzen ausstatten. Gleichzeitig würde es einer drohenden Pauperisierung weiter Bevölkerungsschichten entgegenwirken und damit einhergehender sozialer Unruhe. Zudem würde es kreativen Köpfen den nötigen Freiraum verschaffen, neue Ideen zu entwickeln und ungewohnte Wege zu skizzieren – etwas, was angesichts der Herausforderungen der Zukunft als sehr dringlich erscheint, zumal die Politik hierzulande als »Rezept« gegen die drohende Krise vor allem auf Abschottung und auf Sparprogramme, die auch vor der Bildung nicht halt machen, setzt.

## Worum geht es?

»Der Bund sorgt für die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens«, heisst es im Initiativtext lapidar. Was aber bedeutet »bedingungsloses Grundeinkommen« überhaupt? Es heisst: Jede Einwohnerin und jeder Einwohner der Schweiz erhält einen bestimmten Grundbetrag, der sich bei erwachsenen Personen auf ca. 2500 Franken pro Monat belaufen würde – bei Kindern und Jugendlichen wäre der Betrag kleiner –,

egal, ob er oder sie arbeitet oder nicht. Ein Betrag wird aber nicht in die Verfassung geschrieben. Das bedingungslose Grundeinkommen ersetzt einen grossen Teil der Sozialleistungen, der Renten und einen Teil des Erwerbseinkommens. Bezahlt wird es an alle, die rechtmässig, d. h. mit einer gültigen Niederlassungsbewilligung, im Land leben. Wie das bedingungslose Grundeinkommen finanziert werden soll, erklären Daniel Häni, einer der Mitinitiatoren der Initiative, und Philip Kovce, Philosoph und Journalist, in dem sehr lesenswerten Buch »Was fehlt, wenn alles da ist? Warum das bedingungslose Grundeinkommen die richtigen Fragen stellt«, so: »Die Finanzierung des bedingungslosen Grundeinkommens ist ein Nullsummenspiel. Da jeder ein Grundeinkommen erhalten wird, sinken die bestehenden Einkommen im Prinzip in Höhe des Grundeinkommens. Für den Staat und die Unternehmen sinken entsprechend die Kosten für die Einkommen, die sie auszahlen, in Höhe des Grundeinkommens. Die Gesamtkosten bleiben gleich, da die Abgaben, die das Grundeinkommen finanzieren, entsprechend steigen.«

### Kreative Lösungen

Sozial ist, was Freiheit schafft. Das bedingungslose Grundeinkommen würde uns die Freiheit ermöglichen, das zu tun, was wir wirklich wollen – was wir am liebsten machen und was wir am besten können. Aber untergräbt es nicht die Leistungsgesellschaft? Natürlich werden manche befürchten, dass sich dann niemand mehr anstrengen und jeder nur noch faul herumhängen würde. Wer dieser Ansicht ist, hat wohl ein allzu negatives Menschenbild. Der Mensch strengt sich in der Regel nicht besonders dann an, wenn er etwas aus äusserem Zwang tun muss, sondern dann, wenn er aus eigenem Willen etwas selbst tun will. Dass Motivation vor allem intrinsisch angelegt ist, das heisst, dass echtes Engagement primär aus inneren Motiven erfolgt, ist wissenschaftlich längst belegt. Heute arbeiten viele an Arbeitsstellen, die sie nur aus finanziellen Gründen nicht verlassen; andere, die keine Erwerbsarbeit bekommen, würden liebend gern an deren Stelle treten. Wenn sie tauschen würden – wäre dann nicht allen gedient?

Würde sich das bedingungslose Grundeinkommen verwirklichen, wäre der Weg frei für alle möglichen Projekte und Initiativen; bürgerschaftliches, ehrenamtliches Engagement würde aufgewertet und in sei-

ner Notwendigkeit anerkannt. Weil: Tätigkeitsfelder ausserhalb des Arbeitsmarkts, deren Bestellung einen grossen gesellschaftlichen Wert generieren, gibt es schon heute genug und wird es auch in Zukunft in Hülle und Fülle geben, bloss sind diese Tätigkeiten häufig nicht oder nur schlecht bezahlt und oft auch gar nicht bezahlbar. Der Wegfall des Zwangs, dass das Resultat von Arbeit immer und wenn möglich immer sofort finanziell rentabel zu sein hat, würde eine Menge Kreativität, Ideenreichtum und Experimentierfreudigkeit freisetzen, was wiederum originelle und innovative Lösungen ermöglichen würde.

### Befürchtungen der Gegner

Aber hätte die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens nur in der Schweiz nicht eine ungeheure Sogwirkung und würde die Migration in unser Land nicht noch mehr verstärkt? Häni und Kovce bestreiten das in ihrem Buch: »Nein. Die Einwanderungsberechtigung regelt das Einwanderungsgesetz. Die Frage der Migration stellt sich unabhängig vom Grundeinkommen, zumal die Motive zur Migration weniger in den Möglichkeiten des fremden als in den Unmöglichkeiten des Heimatlandes liegen.«

Natürlich gibt es eine heftige Gegnerschaft gegen das Volksbegehren. Der bürgerliche Think-tank *avenir suisse* etwa findet das bedingungslose Grundeinkommen »grundfalsch«. »Zu glauben, auch ein heranwachsender Mensch unternehme ohne den Druck, Geld zu verdienen, genügend, um sich langfristig nicht selber zu entmündigen, zeugt (...) von bemerkenswerter Naivität. Die Gefahr ist gross, dass sich durch das BGE ganze Gesellschaftsschichten, nämlich jene mit geringen Lohnaussichten, aus dem Erwerbsleben verabschieden«, argumentiert Lukas Rühli von *avenir suisse*. Abgesehen davon, dass eben gerade Jobs für Unqualifizierte im Niedriglohnsektor zunehmend zur Mangelware werden, ist diese Aussage von bemerkenswerter Geringschätzung gegenüber Jugendlichen. Doch sogar Linke wie Rudolf Strahm teilen diese Bedenken: »Ich möchte nicht, dass unsere Kinder oder Kindeskinde in eine Gesellschaft geboren werden, in der jede und jeder vom Staat zum lebenslangen Berufsrenter gemacht wird«, sagt der Ökonom und SP-Politiker. »Das Versprechen eines ständigen Staatsunterhalts würde zum Motivations- und Energiekiller für manchen Jugendlichen; nicht für alle, aber

es wäre ein gesellschaftlicher Anreiz zu einer Null-Bock-Grundhaltung mit verpassten Lebenschancen.«

Man kann es aber auch anders sehen. »Der Leistungsdruck auf Jugendliche wird durch das Grundeinkommen entschärft«, halten dem die *Jungen Grünen*, die das Volksbegehren unterstützen, entgegen. »Sie können sich die nötige Zeit nehmen für die Auswahl und Suche einer geeigneten Ausbildung. Durch verminderte Fehlentscheide sind Jugendliche engagierter und arbeiten mit intrinsischer Motivation. Die persönliche Entwicklung als Mensch steht wieder im Zentrum anstelle der Leistung.«

Auch Urban Federer, Abt des Klosters Einsiedeln, hat sich zum bedingungslosen Grundeinkommen seine Gedanken gemacht. An einer Veranstaltung zum Volksbegehren in Zürich sagte er: »Das Grundeinkommen muss für mich Menschenwürde, menschenwürdiges Arbeiten ermöglichen (...) Wir haben als Gesellschaft die Aufgabe, allen Menschen eine erfüllende Arbeit zu ermöglichen und einen Verdienst, um das Leben in Würde bestreiten zu können. Geld, Grundeinkommen muss dem Menschen dienen!«

*Der Film »Grundeinkommen – ein Kulturimpuls« kann auf [aufbruch.ch](http://aufbruch.ch) angeschaut werden. Literaturtipp: Daniel Häni/ Philip Kovce: »Was fehlt, wenn alles da ist? Warum das bedingungslose Grundeinkommen die richtigen Fragen stellt«, orell füssli, 2016*

### Kleininserate

**Sie möchten ein Zeilen-Inserat aufgeben?**  
**Sie möchten Ihr Ferienchalet vermieten?**  
**Sie wollen für Ihre Kurse werben?**  
**Sie suchen eine Bekanntschaft?**  
**Einen Freund? Eine Partnerin?**  
**Oder, oder, oder...**  
 Bei privaten Anbietern kostet die Zeile CHF 8.50, bei gewerblichen CHF 10.50.  
**Texte für Zeilen-Inserate:** Bitte senden Sie den Text für Ihr Zeilen-Inserat per Post an Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach, 4001 Basel oder per E-Mail an [redaktion.basel@aufbruch.ch](mailto:redaktion.basel@aufbruch.ch)  
**Annahmeschluss: 17. Mai 2016**



### Solidaritätsnetz Bern

Jeder Rappen zählt für unsere Flüchtlinge und Sans-Papiers. Für unser Büro sind wir dringend auf SponsorInnen angewiesen. Solidaritätsnetz Sans-Papiers Bern Kto. 30-656992-8, 3008 Bern [www.solidaritaetsnetzbern.ch](http://www.solidaritaetsnetzbern.ch)

## Milch & Honig



... senden wir den fünf Frauen, die hinter der Aktion »Karwoche ist Care-Woche« stehen: Martha Beéry, Ina Pretorius, Gaby Belz, Nadja Schnetzler und Cornelia Camichel-Bromeis. Sie setzten sich für ein frisches Verständnis der Karwoche ein. Statt vor Ostern zu trauern, haben sie dieses Jahr gefeiert. Weshalb? Weil in der Schweiz jährlich 9 Milliarden Stunden unbezahlte Arbeit – im Sinne von Care – geleistet werden. Care-Arbeit heisst: Kinder von Geburt an unterstützen, trösten, zuhören, streicheln, spielen, Wiegenlieder singen. Und: waschen, putzen, aufräumen. Für die Nachbarin einkaufen, weil sie nicht mehr kann. Betagte Eltern pflegen... Frauen leisten 62 Prozent der Care-Arbeit, den Rest erledigen die Männer. Fürsorglichkeit bewusst wahrnehmen und sie in der Karwoche feiern, das finden wir eine wunderbar christliche Idee.

## Frösche & Heuschrecken



... spendieren wir der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Waadt. Nachdem ihre Klage gegen die Besetzung der Lausanner Kirche Saint-Laurent durch Asylbewerber vom zuständigen Bezirksgericht zurückgewiesen wurde, will sie Berufung einlegen. Das Bezirksgericht wies die Klage zurück, weil unklar war, bei wem die Besitzrechte an dem Gebäude liegen. Der Synodalratspräsident Xavier Pillard ärgert sich: »Diese Beurteilung zeugt von der Unkenntnis des Bezirksgerichts darüber, wie unsere Kirche funktioniert.« Wir raten Herren Pillard davon ab, die Justizorgane weiter zu strapazieren. Im direkten Kontakt mit den Asylbewerbern könnte er einfacher zeigen, wie seine Kirche tätig ist.

**Doro Winkler**, Verantwortlich für das Dossier Menschenrechte bei *Fastenopfer*, kritisiert im Blick auf den Goldhandel eine Lücke in der Gesetzgebung, die Menschenrechtsverletzungen von Konzernen im Ausland begünstigt. »Diese Gesetze stellen einzig die legale Herkunft des Goldes sicher und garantieren die Qualität des Goldes. Zur Einhaltung der Menschenrechte taugen sie aber nicht«, so Winkler. Wegen drei



Doro Winkler

Minen in Burkina Faso, deren Gold in der Schweiz verarbeitet wurde, verloren viele der 14000 umgesiedelten Menschen ihre Lebensgrundlagen. Damit die Schweiz ihre Verantwortung für die Menschenrechte wahrnimmt, unterstützen *Fastenopfer*, *Brot für alle* und *Partner sein* die Konzernverantwortungsinitiative. Bisher überlässt es der Bund der Eigenverantwortung der Raffinerien, ob die Menschenrechte eingehalten werden. Das genüge nicht: »Der Schutz der Menschenrechte darf nicht freiwillig sein.« Die Sorgfaltspflicht der Konzerne müsse in der Schweiz verbindlich geregelt werden. Das sei eine Frage der Gerechtigkeit und der Menschenwürde.

**Urs Brosi**, Verwalter der katholischen Landeskirche im Kanton Thurgau und Kirchenrechtsexperte, sagte zum Verständnis des Kirchenasyls: »Es gibt seit der Moderne keine Anerkennung einer religiösen Schutzzone, die von der Staatsgewalt ausgenommen wäre. Es gibt also keine kirchliche Immunität in ihren Räumen, sondern die Kirchen sind wie der private Raum vom Recht her geschützt als privater Teil. (...) Kirchenasyl soll eigentlich bedeuten, dass primär auch die Kirchenverantwortlichen anstelle der Flüchtlinge mit den Behörden ins Gespräch treten. Das setzt voraus, dass die Verantwortlichen der Kirche auch subjektiv überzeugt sind, dass den Flüchtlingen Unrecht geschieht und dass es sich lohnt, sich für sie einzusetzen. (...) Wenn die Flüchtlinge die Entscheidung aber selber treffen und den Eindruck haben, dass sie einen rechtsfreien Raum bekommen, dann glaube ich, ist das eine Schwierigkeit, die die Kirche nicht immer nur tolerieren kann.«

**DemoSCOPE**, ein unabhängiges Meinungsforschungsinstitut, befragte im Auftrag der Initianten für ein bedingungsloses Grundeinkommen repräsentativ 1076 Stimmberechtigte. Resultat: Bei einem Ja zur Initiative würden nur 2 Prozent aufhören zu arbeiten, 8 Prozent könnten sich das vorstellen. Damit sei das Argument, ein bedingungsloses Grundeinkommen setze falsche Anreize, »fast gänzlich entkräftet«, heisst es in einer Mitteilung des auf sozialpolitische Themen spezialisierten Vereins *Hälfte/Moitié*. Insbesondere der Vorwurf, junge Menschen würden mit einem Grundeinkommen die Leistungsorientierung verlieren, treffe nicht zu: Nur 3 Prozent der unter 35-Jährigen geben an, bestimmt nicht mehr arbeiten zu wollen. Weiter würden 54 Prozent die neuen Möglichkeiten nutzen, sich durch Weiterbildung und Selbständigkeit für die zukünftige Arbeitswelt besser aufzustellen. 53 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer würden mehr Zeit mit der Familie verbringen.

**Simon Spengler**, Bereichsleiter Kommunikation und Kultur des *Synodalrats der katholischen Kirche Zürich*, erklärte im Blick auf die von Bischof **Vitus Huonder** lancierte Umfrage zur Gründung eines Bistums Zürich gegenüber der Agentur *kath.ch*: »Der Bischof wäre näher bei den Menschen, im urbanen Zentrum Zürich. Die Anliegen der Zürcher Katholiken würden ganz anders wahrgenommen«. Auch die Kirche könnte sich viel besser einbringen, ihre Stimme würde in der Öffentlichkeit stärker wahrgenommen, »denn Zürich ist nun einmal die Wirtschafts- und Medienmetropole der Deutschschweiz«. Käme es zu einem Bistum Zürich, würde auch die Frage nach einem Bistum Urschweiz neu aufgeworfen, so Spengler.



Simon Spengler

**Ruedi Beck**, Pfarrer in Basel, beurteilt den Vorstoss von alt Synodenpräsident Marc Ducommun als »christlich-fundamentalistisch«. Der Basler Domherr hatte der muslimischen Gemeinschaft Kleinbasels 2015 einen Raum des Pfarreizentrum St. Joseph unter anderem für den islamischen Religionsunterricht vermietet, nachdem die Stadt den Mietvertrag für die Moscheeräume wegen notwendiger Sanierungsarbeiten gekündigt hatte. Ducommun will erreichen, dass kirchliche Liegenschaften künftig nicht mehr an nichtchristliche Gruppierungen vermietet werden dürften. Begründung: Der Islam sei eine Irrlehre und Mohammed ein falscher Prophet.

# Von Seefrauen in der Theologie



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

**Helen Schüngel-Straumann**, Pionierin der feministischen Theologie, vor den Bücherregalen ihrer Stiftung in Basel

Stellen Sie sich die Weltmeere vor, auf denen es nur Seefrauen gibt. Die Seefrauen dulden in ihrer Weibschafft an Bord keine Männer, weil es so etwas wie »Seemänner« ja noch nicht mal dem Wort nach gibt. Und: »Schliesslich bekommen immer noch die Männer die Kinder!«, so beginnt der Roman »Die Töchter Egalia« der Autorin Gerd Brandenberg. Ihre auf den Kopf gestellte Romanwelt lernte ich als 14-jährige Leserin kennen. Das Buch hat meine Welt-sicht verändert. Ich lernte, unsere reale Gesellschaft schärfer zu betrachten, also Geschlechterrollen zu hinterfragen.

Bald 40 Jahre später hat sich schon viel gewandelt, für Frauen wie auch für Männer. Denn dass es nicht schön und nicht gerecht war, wie die Knaben und Männer in Brandenbergs matriachalem Satireroman missbraucht und eingeengt wurden, machte dessen Lektüre ja eben bewusst. Mir als jugendlicher Leserin jedenfalls taten die in unpraktische Röcke und Strümpfe gezwängten Buben im Roman unglaublich

leid. Ich lernte: Befreiung von Rollenklischees, Emanzipation von Fremddefinitionen – das funktioniert immer nur gleichzeitig für beide Geschlechter. Und das will Feminismus.

Helen Schüngel-Straumann hat mit ihrer Biographie fast ebenso stark wie mit ihrer bibelwissenschaftlichen Arbeit dazu beigetragen, dass uns Frauen als Theologinnen heute ganz normal vorkommen und eben nicht wie exotische Seefrauen. Als Straumann anfing und um ihren Lehrstuhl in Theologie kämpfte, da wirkte sie aber tatsächlich wie eine einsame Seefrau, umgeben von bissigen Seelöwen. Damit wir das einerseits nicht vergessen und andererseits nicht ablassen, die Welt schärfer zu sehen, als es uns die Weichspülerwerbung oder die vorgebliche Volkstümelei mancher Rechtsparteien vorgaukeln, hat Helen Straumann ihre *Stiftung für feministische Theologie* gegründet. Sie sorgt an der Universität Basel dafür, dass es hier immer genug Bücher gibt, die den Frauenblick auf Theologie, Kirche und Gesellschaft schärfen.

Bücher können die Welt verändern, davon bin ich überzeugt. Aber sie müssen eben auch griffbereit sein. Daher engagiere ich mich gerne für die Stiftung, deren Wirken in der Genderbibliothek der Uni Basel am Petersgraben 9/11 sichtbar, greifbar und lesbar ist!

Judith Wipfler

Am 30. Mai 2016 ab 18 Uhr feiert die Helen Schüngel Straumann-Stiftung, Petersgraben 9/11, Basel ihr 20-jähriges Bestehen. Infos: 061 535 75 54

# Basler Kirche lässt Flüchtlinge fallen

Die Aktivistengruppe ist schockiert, enttäuscht. Bis zuletzt hatten acht Afrikaner und ihre etwa 25-köpfige Unterstü-tzergruppe »Wir bleiben« gehofft, in den Räumen der Basler Matthäuskirche Schutz vor Ausschaffung zu finden und eine Debatte über eine humane Migrationspolitik in die Öffentlichkeit zu tragen. Beides ist gründlich misslungen. Am grauen Morgen des 3. März räumte die Polizei die kirchlichen Räume und verhaftete die acht abgewiesenen Asylsuchenden.

Nach einem einzigen Gespräch, in dem der Hausherr, Basels reformierter Kirchenrat, die Hausfriedensbrecher zum freiwilligen Verlassen der Räume aufgefordert hatte, überliess der Rat der Polizei das Feld. Gewalt

statt Gespräch – ein vorerst unver-söhntes Ende des Versuchs junger, engagierter Leute auf dem Sprung ins Leben, das Zusammenleben für alle – Flüchtlinge und Fremde inklusive – im Gespräch mit Kirchen, Behörden und Öffentlichkeit ein wenig menschlicher zu gestalten. Fassunglos ist festzustellen: Kirchenverantwortliche haben in Basel eine einmalige Chance verspielt.

Wolf Südbeck-Baur

Der vollständige Kommentar auf [www.aufbruch.ch](http://www.aufbruch.ch)



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

# Gastkolumne



FOTO: ZVG



PFLUSCH-CARTOON

## Die Zeit des Regenbogens

Die Vergangenheit sei vorbei, die Zukunft noch nicht da, deshalb müssten wir im Hier und Jetzt leben, tönt es allenthalben. Die Aussage ist in sich logisch. Deshalb finde ich es begrüssenswert, dass momentan Kurse wie Pilze aus dem Boden schiessen, wo geübt werden kann, bewusst und achtsam – eben ganz im Moment – zu leben. Mir gefällt es grundsätzlich, dass immer mehr Menschen lernen wollen, anders zu leben, indem sie sich konzentrieren auf das, was ist – auf die einzige Zeit, die wirklich real ist. Ein kleines Ereignis brachte mich dann aber doch ins Grübeln: Beim Aufräumen habe ich im Zimmer meiner achtjährigen Tochter eine von ihr achtlos liegengelassene Zeichnung gefunden. In vielen bunten Farben ist darauf ein wunderschöner Regenbogen abgebildet. Daneben hat sie eine kleine Geschichte aufgeschrieben. Sie beschreibt, wie nach einem Gewitterregen am Himmel ein Regenbogen erschien. Jeder Strahl war verbunden mit einem Wunsch. Am Abend war der Regenbogen wieder verschwunden. Den Schluss zitiere ich wörtlich: »Alle sind traurig, aber auch fröhlich, traurig, weil der Regenbogen nicht mehr da ist, und glücklich, weil sie immer an den Regenbogen denken.« Ist die Vergangenheit wirklich immer schon vorbei und die Zukunft niemals schon da? Kann es nicht sein, dass die Vergangenheit plötzlich wieder ganz präsent ist und die Zukunft schon ganz Realität? Bevor ich weitergrüble, schaue ich aus dem Fenster, sehe, wie die Schneeflocken leise vom Himmel fallen und erkenne hinter dem versteckten Horizont den Regenbogen von gestern, der immer noch da ist und auch morgen noch leuchten wird.

**Arno S. Arquint**, Theologe und Psychotherapeut in Chur

# Sinnvoll mit Widersinnigem leben

Simon Peng-Keller möchte seinen Studierenden, angehenden Ärztinnen, Ärzten und Seelsorgenden, eine erste positive Erfahrung in der Begegnung mit sterbenden Menschen ermöglichen

Von Chatrina Gaudenz

**aufbruch:** *Herr Peng-Keller, Sie sind habilitierter Theologe im Bereich Spiritualität und geistliches Leben. Wie integrieren Sie diese beiden Lebensaspekte in Ihrem Alltag, wie sind Sie heute z.B. aufgestanden?*

**Simon Peng-Keller:** Oft beginnt der Tag damit, dass meine Frau und ich uns über unsere Träume austauschen. Vor der Arbeit nehme ich mir meist etwa eine Stunde Zeit zum kontemplativen Gebet und zur spirituellen Lesung. Ich sage mir: das Wichtigste muss gleich am Anfang kommen. Es fällt mir nicht immer gleich leicht, doch wenn diese stille Stunde einmal nicht möglich ist, fehlt sie mir. Für den Rest des Tages habe ich mir die Regeln von Frère Roger zu eigen gemacht: »Lass in deinem Tag Arbeit und Ruhe vom Wort Gottes ihr Leben empfangen; wahre in allem die innere Stille, um in Christus zu bleiben; lass dich durchdringen vom Geist der Seligpreisungen: Freude, Barmherzigkeit, Einfachheit.«

*Wissenschaftlich beschäftigen Sie sich seit Jahren mit den Themen christliche Spiritualität und geistliches Leben. Hat sich Ihr Verständnis der christlichen Spiritualität im Laufe der Zeit verändert und entwickelt?*

**Peng-Keller:** Ich würde es so beschreiben, dass sich im Laufe der Jahre gewisse Intuitionen differenziert und angereichert haben. So ist mir beispielsweise die Wirklichkeit von Gottes Geist im Laufe der Jahre zunehmend wichtiger geworden und ich denke, dass sie in den grossen Kirchen des Westens bis heute zu wenig gewichtet wird. Wenn ich mich in christlich-theologischen Zusammenhängen bewege, betone ich deshalb auch, dass sich das »Spiritus« in »Spiritualität« ursprünglich auf den göttlichen Geist bezieht. Im paulinischen Sinne bedeutet spirituell leben: aus der Kraft des göttlichen Geistes zu leben. Im säkularen Zusammenhang von Spiritual Care schliesse ich mich einem weiter gefassten und deshalb auch etwas unbestimmteren Verständnis von »Spiritualität« an und verstehe darunter eine erfahrungsbasierte Orientierung in einem umfassenden Sinn.



Simon Peng-Keller ist überzeugt, dass Gott die Wirklichkeit der Wirklichkeit ist

*Wo in unserer postchristlichen, industrialisierten und digitalisierten Gesellschaft begegnet Ihnen christliche Spiritualität?*

**Peng-Keller:** Ich nehme die Schweiz nicht als postchristlich wahr, auch wenn die öffentlichen Räume stark säkular geprägt sind und bei uns anders als in den USA die Mentalität vorherrscht, Religion und Spiritualität seien Privatsache. Dahinter verbergen sich jedoch sehr vielfältige Formen von spiritueller Praxis. So beten erstaunlich viele Menschen, auch wenn sie nicht in die Kirche gehen und vielleicht nicht einmal an Gott glauben. Ich erlebe derzeit auch eine gewisse Rückkehr von Religion und Spiritualität in öffentliche Räume. Nicht nur im Spital, sondern sogar im Hauptbahnhof Zürich trifft man auf Menschen, die auf unterschiedliche Weise beten und meditieren. Die Bahnhofskirche zählt beispielsweise über 300 Besucher pro Tag.

*Wo ist Spiritualität Ihrer Meinung nach unbedingt nötig?*

**Peng-Keller:** Wenn man wie ich überzeugt ist, dass Gott die Wirklichkeit der Wirklichkeit ist, dann gibt es keinen Augenblick und keinen Ort, in und an dem es nicht wichtig wäre, sich mit dieser Wirklichkeit zu verbinden. Und genau das ist Spiritualität. Viele Menschen erleben die Wichtigkeit dieser Wirklichkeit besonders in Krisensituationen. Wir nehmen dann deutlicher wahr, dass wir unser Leben in einem nur begrenzten Bereich kontrollieren können. Die jüdische, die christliche und die muslimische Religion setzten der begrenzten Kontrollierbarkeit des Lebens das Gottvertrauen entgegen. Sein Leben im Letzten nicht kontrollieren zu müssen, ist befreiend.

*Unter anderem sind Sie Professor für Spiritual Care an der Universität in Zürich. In*

*dieser Funktion führen Sie ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zu Sterbenarrativen durch. Was sind Sterbenarrative?*

**Peng-Keller:** Wir untersuchen das Erzählen am und vom Lebensende. Es gibt aktuell einen richtigen Boom von solchen Erzählungen – und das nicht nur in gedruckter Form, sondern auch online in Form von Blogs und Youtube-Videos. Uns interessiert zum einen das Paradox, dass auch für diese Erzählungen gilt: »endings matter«, das Ende jedoch von den Betroffenen gerade nicht mehr erzählt werden kann. Unter Sterbenarrativen verstehen wir bestimmte Erzählmuster. Man kann sein Sterben als Kampfgeschichte erzählen oder aber als eine Geschichte des Suchens und der spirituellen Transformation.

*Das von Ihnen angebotene Modul »Spiritual Care« findet zusammen mit Medizinern statt und ist sowohl für Medizin- wie Theologie-Studierende konzipiert. Was geben die Theologen den Medizinern mit auf ihren Weg im Umgang mit Krankheit, Schmerzen, Leiden und Tod? Und umgekehrt – was lernen die Theologen von den Medizinern?*

**Peng-Keller:** Es ist tatsächlich ein gegenseitiger Lernprozess. Erfahrene Ärzte haben oft einen feinen Sinn für die Nöte der von ihnen betreuten Menschen. Angehende Seelsorger können viel von ihnen lernen. Die Medizin hat gegenüber der Seelsorge auch voraus, dass sie eine transparente Dokumentation ihrer Arbeit pflegt. Die Theologie bringt einerseits ihr Wissen um den Reichtum spiritueller und religiöser Praxis

**Simon Peng-Keller**, Jahrgang 1969, Professor für Spiritual Care an der Universität Zürich, Seelsorger im Kompetenzzentrum Palliative Care des Universitätsspitals Zürich, Dozent für Theologie des geistlichen Lebens an der Theologischen Hochschule Chur. Zusammen mit seiner Frau Dr. Ingeborg Peng-Keller leitet er den MAS-Lehrgang »Christliche Spiritualität« (Universität Fribourg/Lassalle Haus) und Kontemplative Exerzitien im Geistlichen Zentrum St. Peter im Schwarzwald. Autor verschiedener Bücher zu Spiritualität, Kontemplation, Vertrauen und Lebensende. Jüngste Publikation: »Beten als verliebliches Verstehen« (Herder 2016).

Antrittsvorlesung am 25.4.2016 um 18.15 Uhr in der Aula der Universität Zürich: Spiritual Pain. Annäherung an einen Schlüsselbegriff heutiger Spiritual Care.

## » Sein Leben im Letzten nicht kontrollieren zu müssen, ist befreiend

Simon Peng-Keller

ein, die sich ja nicht auf den klinischen Kontext beschränkt. Andererseits ist die klinische Seelsorge schon seit Jahrzehnten ein wichtiges Thema der praktischen Theologie und des Clinical Pastoral Trainings, das viele Entwicklungen heutiger Spiritual Care vorwegnahm.

*Ich stelle mir vor, dass es nicht ganz einfach ist, eine gemeinsame Sprache zwischen Theologen und Medizinern zu finden. »Leiden« oder »Schmerzen« sind in den beiden Disziplinen unterschiedlich konnotiert. Wie finden Sie und Ihre Kollegen eine gemeinsame Sprache?*

**Peng-Keller:** Das Sprachproblem ist tatsächlich eine grosse Hürde. Es geht ja nicht nur um das gegenseitige Verstehen in der interdisziplinären Zusammenarbeit, sondern vor allem auch um das Verstehen der Eigensprache der Patientinnen und Patienten. Ein Beispiel dafür ist die symbolische Kommunikation von Sterbenden, die auch für Seelsorgende oft nicht leicht zu verstehen ist. Es braucht ein geduldiges Hinhören, bis man ahnt, was jemand in einer von der Alltagssprache abweichenden Sprachform mitteilen möchte.

*Arbeiten Sie im Modul Spiritual Care an konkreten Fallgeschichten oder geht es eher um grundlegende Überlegungen zum Umgang mit Krankheit und Tod?*

**Peng-Keller:** Die Studierenden haben die Aufgabe, einen schwerkranken Menschen über den Zeitraum von zehn Wochen zu begleiten und seine Nöte, Wünsche und Herausforderungen immer genauer verstehen zu lernen. Das Modell wurde von Susan Block in Harvard entwickelt. Die leitende Idee ist ein Perspektivenwechsel: Die Patienten sind die Experten für ihre Erfahrungen; angehende Ärztinnen und Ärzte, angehende Seelsorgende können von ihnen lernen. Dabei geht es auch darum, im Rahmen einer Supervision das eigene Ver-

hältnis zu Krankheit, Sterben und Tod zu reflektieren.

*Wie entwickelte sich bei Ihnen das Interesse für Spiritual Care?*

**Peng-Keller:** Parallel zu meiner Entdeckung christlicher Spiritualität hat sich früh schon ein Interesse an einem klinischen Beruf und am Grenzbereich des Sterbens entwickelt. Ich habe mir deshalb zunächst überlegt, Medizin zu studieren und Arzt zu werden. Später durfte ich prägende Erfahrungen im Bereich der Krankenhaus- und Altersheimseelsorge machen. In der Erforschung spiritueller Erfahrungen in Todesnähe kamen dann mein akademisches Schwerpunktgebiet und meine seelsorglichen Anliegen zusammen.

*Haben Krankheit, Schmerzen und der Tod Ihrer Meinung nach einen Sinn?*

**Peng-Keller:** Mir scheint es sinnvoller zu sein, Krankheit und Schmerzen und den Tod als widersinnig zu beschreiben: Sie irritieren und durchkreuzen unser Sinnverlangen. Da Krankheit, Schmerzen und der Tod zu unserer menschlichen Existenz gehören, stehen wir immer wieder neu vor der Aufgabe, in sinnvoller Weise mit Widersinnigem zu leben.

*Wie geben Sie mit unserer Sterblichkeit um? Haben Sie Angst vor dem Tod?*

**Peng-Keller:** Ich habe Respekt vor ihm – und vielleicht mehr noch vor schmerzlichen Krankheitsverläufen und massiven medizinischen Eingriffen. Und was meine Sterblichkeit betrifft, habe ich es mir angewöhnt, mich selbst einmal am Tag an sie zu erinnern, um so auch bewusster und dankbarer zu leben. Auch der seelsorgliche Kontakt mit schwerkranken und sterbenden Menschen hilft mir, mir bewusst zu machen, dass jeder Tag mein letzter sein könnte.

*Die erste Frage war die nach Ihrem Aufstehen. Die letzte ist die nach Ihrem Abrunden. Wie schliessen Sie Ihren Tag ab, bevor Sie sich schlafen legen?*

**Peng-Keller:** Meine Frau und ich haben schlichte Rituale gefunden, die uns auch nach einem aufregenden Tag helfen, zur Ruhe zu kommen. So besprechen wir wichtige Ereignisse, tauschen uns über Gelesenes und Gehörtes aus und über unsere Planungen für den nächsten Tag. Ich liebe es, in der Ruhe des vorgerückten Abends zu meditieren und einen Blick über die Stadt zu werfen.

# Designerbays: Sind in England erlaubte Experimente der erste Schritt?

Bioethiker Christoph Rehmann-Sutter wertet genetische Grundlagenforschung positiv, lehnt Designerbabys jedoch ab. Für Hille Haker verändert diese Art von Forschung letztlich das Verständnis von verantwortlicher Elternchaft und kann Gesundheits- und Freiheitsrechte künftiger Generationen beschneiden



FOTO: ZUG

**Hille Haker**, Sozial-ethikerin und Professorin für Moralthologie an der jesuitischen Loyola Universität Chicago, Mitglied der »European Group on Ethics in Science and New Technologies« der Europäischen Kommission

## Ja, der Weg zum Embryo-Transfer wird geebnet

Die Genveränderung von Embryonen ist falsch. Als genetische Grundlagenforschung behandelt das »Genome editing« menschliches Leben als biologisches Material. International ist die »verbrauchende« »fremdnützige« Forschung am Menschen verboten – Embryonen sind damit praktisch aus der Menschheit ausgeschlossen. Dies widerspricht der Menschenwürde respektive dem grundsätzlichen Respekt vor dem menschlichen Leben. Zweitens: »Genome editing« betrachtet genetische Funktionen als entscheidenden Faktor und als determinierend für die Entstehung von Krankheiten bzw.

Behinderungen. In vielen Fällen ist dies aber nicht der Fall und wissenschaftlich mehr als umstritten. Drittens: »Genome editing« von Embryonen ist ein erster Schritt zur reproduktiven Anwendung, das heisst: Die Grundlagenforschung wird den Weg ebnen zum Transfer genetisch veränderter Embryonen in den Körper von Frauen. Viertens: »Genome editing« macht irreversible Eingriffe in die genetische Keimbahn von Menschen. Diese bergen hohe Gesundheitsrisiken, die sich unter Umständen erst nach mehreren Generationen zeigen werden. Da die Grundlagenforschung nicht von der reproduktiven Anwendung zu trennen ist, ist klar: Genveränderung von Embryonen wird fünftens keine Präimplantationsdiagnostik verhindern. Wer »genome editing« in der Reproduktionsmedizin will, will auch die Präimplantationsdiagnostik und das lebenslange medizinische Monitoring von so erzeugten Menschen und ihren Nachkommen. Sechstens: Die Grundlagenforschung greift in die Gesundheits- und Freiheitsrechte zukünftiger Kinder und deren Kinder ein. Damit verändert sie unser Verständnis von Fortpflanzung: Eugenik wird zum Normalfall einer »verantwortlichen Elternschaft«. Letztlich bahnt die Grundlagenforschung den Weg zu einer wunschbasierten Reproduktionsmedizin und transportiert ein Menschenbild, das einen vermeintlichen sozialen Kampf um den besten sozialen Ausgangspunkt in einen Kampf um die »besten Gene« verlegt. ◆

## Nein, Genreparatur ist kein Babydesign

Ein Kind kann nur entstehen, wenn ein Embryo in den Körper einer Frau eingesetzt wird. Das ist auch in England strikt verboten. Und zwar zu Recht, wie ich denke. Die Experimente mit »genome editing«, die erlaubt worden sind, zielen darauf ab, die frühen Entwicklungsschritte des menschlichen Embryos besser zu verstehen. Es ist spannende Grundlagenforschung. Die Embryos dürfen dazu nur bis zu 14 Tagen entwickelt werden. Weil die Rechtslage in England schon lange vorsieht, dass Forschung an Embryonen unter dieser Bedingung grundsätzlich erlaubt ist, war klar, dass die Behörde dem Antrag der Forscherin zustimmen musste.

Zum Thema Designerbaby: Ich finde, es ist besser, auf gentechnische Eingriffe in die Keimbahn von Menschen zu verzichten. Denn das wäre ein Experiment, dessen Konsequenzen im Leben der Betroffenen unzureichend vorausgesehen werden können.

Andererseits würde auch eine gutartige Genkorrektur die Frage eröffnen, weshalb denn nicht auch alle anderen genetischen Krankheitsrisiken korrigiert werden sollten. Ich wüsste nicht, wo der Prozess der Korrektur des genetischen »Textes« zu wirklichen Designerbabys dann noch anhalten sollte. Kinder könnten ihren Eltern dann immer vorwerfen, dass sie ihre genetischen Schwächen vor ihrer Geburt nicht verbessert hätten. Das würde die moralischen Verhältnisse zwischen den Generationen grundsätzlich verändern. Ausserdem gibt es für jedes Paar, das die Weitergabe einer krankmachenden Mutation an ihre Kinder verhindern möchte, schon jetzt eine erprobte Alternative, nämlich die Präimplantationsdiagnostik. ◆



FOTO: ZUG

**Christoph Rehmann-Sutter**, Bioethiker, früherer Präsident der Nationalen Ethikkommission im Bereich Humanmedizin, lehrt an der Uni Lübeck und lehnt gentechnische Eingriffe in die Keimbahn des Menschen ab



FOTO: MARTINA LÄUBLI

# Die Unsichtbare

Isabelle ist Sans-Papier. Ihr Alltag ist von Angst geprägt, aber auch von Dankbarkeit

Von Martina Läubli

»Zehn Jahre in der Schweiz gleich zehn Jahre Kampf.« Lapidar fasst Isabelle\* ihr Leben ohne Aufenthaltspapiere zusammen. Doch diese Gleichung verrät nichts von der grossen Angst, die sie täglich aussteht: die Angst, von der Polizei kontrolliert zu werden. Die Gleichung sagt auch nichts über das Leben ohne festen Wohnsitz, über die Unmöglichkeit, eine Familie zu gründen oder über die kranke Mutter, die sie nicht besuchen kann. Ohne Papiere könne sie in der Schweiz kein richtiges Leben führen. Trotzdem sagt Isabelle: »Ich bin zwar Sans-Papiers, aber es geht mir besser als dort, wo ich herkomme.«

In Isabelles afrikanischem Heimatland\*\* herrschen Diktatur und Korruption. »Es gibt viel Elend – und nichts ändert sich.« So entschloss sich die tatkräftige Frau zur Flucht. In der Schweiz wurde ihr Asylgesuch jedoch abgelehnt. Seither lebt und arbeitet sie ohne Bewilligung hier. Das bedeutet, dass sie sich stets unauffällig verhält, um ja keine Aufmerksamkeit zu erregen, dass sie Orte vermeidet, wo die Polizei präsent ist, und dass sie nicht Zug fährt. Isabelle weiss nicht, wie lange sie in der Wohnung bleiben kann, in der sie zur Zeit mit einer Kollegin lebt. Als Papierlose kann sie keinen Mietvertrag unter-

schreiben; manchmal übernachtet sie bei Freunden, manchmal ist sie Untermieterin. Isabelle hat zwar keine Festanstellung – das ist ohne Aufenthaltsbewilligung unmöglich –, aber sie hat Arbeit. Manchmal mehr, manchmal weniger. Isabelle passt auf Kinder auf, pflegt ältere Menschen, putzt. »Arbeit vermeidet Stress«, weiss sie. Würde sie den ganzen Tag zu Hause sitzen, wäre alles noch viel schlimmer. Zudem liebt sie den Kontakt mit Menschen. Dass sie nicht viel verdient, ist zwar eine Tatsache, aber ausgenützt fühlt sich Isabelle nicht. Zu einigen Arbeitgebern pflegt sie freundschaftliche Beziehungen. Mit Hilfe der Sans-Papiers-Beratungsstelle konnte sie eine Krankenkasse abschliessen und ist so auch gegen Unfälle versichert.

Als Sans-Papiers ist Isabelle in der widersprüchlichen Lage, dass ihre Arbeitskraft hier gefragt ist, dass sie niemandem auf der Tasche liegt, aber dass sie trotzdem so tun muss, als existiere sie nicht. Die einzige Möglichkeit, ihre Situation zu verbessern, ist eine Regularisierung ihres Aufenthalts. Dafür kämpft die 48-jährige Frau gemeinsam mit dem Komitee *Nicht ohne unsere Freund\*innen*. Isabelle und sieben weitere Personen haben sich entschie-

»Wenn man sich anstrengt, arbeitet, die Regeln einhält – warum sollte man nicht hier leben dürfen?«

Isabelle, Sans-Papiers

den, beim Kanton Basel-Stadt ein Härtefall-Gesuch einzureichen. Dies bedeutet ein Risiko, weil sie dafür ihre Identität offenlegen muss – und weil eine wohlwollende Weiterleitung des Gesuchs alles andere als sicher ist. Der Bund kann Personen ohne Aufenthaltsstatus eine Aufenthaltsbewilligung erteilen, wenn »ein schwerwiegender persönlicher Härtefall vorliegt«. Doch die allermeisten Kantone behandeln Härtefallgesuche äusserst restriktiv und nutzen den gegebenen Spielraum kaum.

»Wenn man sich anstrengt, arbeitet, die Regeln einhält – warum sollte man nicht hier leben dürfen?«, fragt sich Isabelle. Sie ist sicher: Eine Bewilligung würde ihr Leben verändern. Die Angst hätte ein Ende. Dann könnte sie auch endlich eine Ausbildung im Pflegebereich machen. In der Schweiz bleiben will Isabelle, die gut Deutsch spricht, sowieso, unabhängig vom Entscheid der Behörden. »Hier habe ich meine Basis.« Die Politik und die Neutralität der Schweiz findet sie gut, trotz der Blindheit der Schweiz für ihre Situation. Zwischen 90 000 und 250 000 Personen ohne Aufenthaltsbewilligung leben in der Eidgenossenschaft.

Isabelle erwähnt im Gespräch mehrmals die Dankbarkeit. Immer wieder danke sie Gott – schliesslich habe er sie in die Schweiz geführt. »Ich bin Afrikanerin, ich bin sehr gläubig«, lacht sie. Jeden Sonntag geht Isabelle zur Kirche. In ihrer katholischen Gemeinde ist sie gut integriert, dort sind ihre Freunde, dort singt sie im Chor. »Ich danke Gott, dass ich noch nie in eine Polizeikontrolle geraten bin.«

\* Name der Redaktion bekannt

\*\* Land der Redaktion bekannt

# S isch äbe ne Mönsch uf Ärde

Im Montagschor singen Eidgenossen und weit über hundert Flüchtlinge.  
Doch die Freude am gemeinsamen Singen ist für viele nicht die einzige Motivation



Dirigent Christoph Homberger ist mit Leib und Seele voll im Einsatz

Von Thala Linder

**R**orara« klingt es durch den Theatersaal im Zürcher Volkshaus. Mit vollem Körpereinsatz leitet Christoph Homberger, ausgebildeter Opernsänger, die Sänger und Sängerinnen an. Schweizerinnen mittleren Alters, viele junge Männer mit dunkler Haut, einige Kinder und Frauen mit Kopftüchern haben sich heute zum Singen eingefunden.

Es ist das erste Mal, dass die Probe des Montagschors hier stattfindet, denn der Saal im Kirchgemeindehaus Aussersihl platzte aus allen Nähten. Was im September 2015 mit 100 Menschen begann, hat eine eigene Dynamik entwickelt. Silvan Groher, verantwortlich für die Werbung, die Presse und was es gerade sonst so zu tun gibt, erzählt begeistert, dass immer mehr Menschen kommen.

Im September 2015 fiel der Startschuss für dieses Projekt. Schweizerinnen, Schweizer und Flüchtlinge sollen zusammen Lieder singen. »Ich glaube fest an die integrative Kraft des Singens« sagt Christoph Homberger, Initiator dieses Chors.

Heute, es ist Mitte Februar, sind über 300 Menschen zur Probe gekommen. Am Eingang werden kleine Zettel verteilt. Darauf steht das Datum der heutigen Probe. »Das mussten wir einführen, damit nur Leute, die wirklich an der Probe teilnehmen, das Ticketgeld bekommen.« sagt Silvan Groher. An Ticketgeld hatte ursprünglich niemand gedacht. Doch damit zum Beispiel der 28-jährige Eritreer Ghirmay, der von Anfang an dabei ist, weiter mitsingen kann, mussten Lösungen gefunden werden. Ursprünglich in einem Zürcher Durchgangszentrum untergebracht, wurde er nach Winterthur verlegt und ist nun in Bülach zu Hause. Sein Tagesgeld reicht unmöglich für ein Ticket nach Zürich. »Eigentlich wollen wir nur singen, wir sind keine Politaktivisten. Doch das Projekt stellt uns immer wieder vor neue Herausforderungen. Dann suchen wir nicht Streit, sondern Lösungen«, sagt Groher. Also fragten sie kurzerhand den Zürcher Verkehrsverbund und die Stadt an, ob man den Flüchtlingen die Tickets zur Verfü-

gung stellen könnte. Dies wurde abgelehnt. Und dann wird Groher doch etwas kämpferisch: »Es gibt so viele gut gemeinte Angebote für Flüchtlinge: Mittagstische, Grattiseintritte in den Zoo und an Matches der ZSC Lions. Doch ohne die Möglichkeit, sich fortzubewegen, können sie diese nicht nutzen.« Zur gelingenden Integration sei nebst der Sprache die Beweglichkeit essenziell. Dank Sponsoring, Crowdfunding, einem Mitgliederbeitrag für Chormitglieder mit rotem Pass und einem Benefizkonzert der *Zürcher Hochschule der Künste ZHdK* bekommt nun jeder Flüchtling nach der Probe das Ticketgeld zurückerstattet. »Durch ist das Projekt wahnsinnig kostspielig geworden.«

## Nicht Integration, aber Treffpunkt

Eine Sängerin, die nicht namentlich erwähnt werden will, da sie selber im Asylbereich arbeitet, hat den Eindruck, dass viele der Flüchtlinge nicht wegen des Singens, sondern wegen der Tickets und des Pausenbuffets kommen. Sie fragt sich, ob die Initiatoren nicht etwas blauäugig an das Projekt herangegangen sind. Gleichzeitig meint sie aber, dass das Chorprojekt deswegen nicht gescheitert sei. Das betont auch Silvan Groher: »Wir wollen den Menschen einen Raum bieten, in dem sie ihre Sorgen vergessen und Bekannte treffen können. Integration ist nicht unser Ziel.« Einer der Flüchtlinge hätte einmal zu ihm gesagt: »Alles, was wir tun, ist warten: auf den Entscheid des Bundes – und bis es wieder Montag ist.«

Ghirmay erzählt, er freue sich, dass er hier Leute wieder treffe, die mit ihm in Winterthur wohnten, und auf das Singen. Schon als Kind hörte er Opernmusik und ist begeistert, dass im Chor so viele Menschen mit einer Stimme singen. »Alleine kann ich nicht singen, hier probiere ich mitzusingen.« Auch Zadeq, 21, aus Afghanistan, ist wegen der Musik gekommen. Mit seiner roten Hose und der Brille könnte er ein Zürcher Student sein. »Ich habe gehört, dass hier viele Leute zusammenkommen und es Live-Musik gibt. Ich möchte Musik lernen.« So ist er mit seinen Freunden aus dem Aargau angereist. Mit

voller Stimme taucht er in den Klangkörper ein: »Rorarora«. Doch als es daran geht, Schweizer Volkslieder zu singen, hört er zwar aufmerksam zu, doch die Musik sei ihm einfach zu fremd, als dass er mitsingen könne.

Auch Merta, 16, sagt, dass sie zwar gerne singe, diese Melodien am Anfang aber sehr schwierig seien. Stolz erwähnt sie, dass sie sich unterdessen die Texte merken konnte und zitiert: »S isch äbe ne Mönch uf Ärde«.

Das Guggisberglied gab dem Projekt seinen Namen. Er soll daran erinnern, dass es bei der »Flüchtlingskrise« nicht um Zahlen, sondern um einzelne Menschen mit ihrem Schicksal geht. Silvan Groher erzählt, dass er dies unterschätzt habe. »Niemand flüchtet einfach so. In den Gesprächen werde ich mit deftigen Schicksalen konfrontiert. Ein paarmal bin ich kurz davor gewesen, ein Zimmer in meiner Wohnung abzugeben.« Doch es sei wichtig sich abzugrenzen und einen Ort zu haben, an dem er auftanken könne.

Während der Probe kommen immer mehr vorwiegend dunkelhäutige junge Männer in den Raum. Sie werden begrüßt und aufgefordert sich zu setzen. Alle kommen der Aufforderung umgehend nach, so wird auch die letzte Stuhlreihe weit hinten im Saal besetzt. Es erstaunt, wie ruhig sie dasitzen. Liedblätter gibt es für die Spätankömmlinge keine mehr. Manche haben ihr Handy in der Hand, kaum einer singt mit. Nach einer halben Stunde beginnen einige hörbar miteinander zu schwatzen. »Shut up!«, ruft Hombi von ganz

vorne im Saal und alle sind still. Um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, beginnt er eine Stimmübung, ruft zu einer »Hombi-imitation« auf. Und tatsächlich, die jungen Männer singen mit. Manches Gesicht entspannt sich dabei merklich und da und dort lächelt einer. Voll und mehrstimmig klingt es durch den Saal: »Bapapapapa.«

### Nur Schweizer Volkslieder

Doch dann wird das nächste Lied angesagt: »Du fragsch mi wäri bi«, und wieder singen fast nur Frauen. Ein Dreiergrüppchen singstarker Frauen sagt, dass sie genau deswegen hier seien. Ihren Beitrag zum Projekt sehen sie darin, dass sie mit ihren Stimmen das Repertoire des Chors – es sind ausschliesslich Schweizer Volkslieder – zum Klingen bringen.

Abed, ein junger Kurde, der sieben Jahre in der Schweiz ist, meint, dass für ihn die Schweizer Musik immer noch fremd und schwierig zu singen sei. Zu diesen langsamen und traurigen Liedern finde er keinen Zugang. Zwar singt er seit über drei Jahren im *intergalaktischen Chor*, doch dort werden auch andere Lieder gesungen. Ihn

überzeugt der kleinere Chor mit dem interkulturellen Repertoire mehr als das, was er hier sieht. Dennoch brauche es immer wieder neue Versuche, Menschen verschiedener Kulturen zusammenzubringen.

Um neun ist die Probe zu Ende. Nach dem Schlussapplaus rennen über 200 junge Männer zum Tisch mit dem Ticketgeld. In einer langen Reihe stehen sie geduldig an. Um halb zehn sind die meisten Schweizer und Schweizerinnen gegangen. Anneliese, 35, ist in ein Gespräch mit einem Flüchtling vertieft. Vom Chor hat sie aus der Zeitung erfahren. Sie nimmt teil, weil sie einen schönen Abend verbringen möchte. Integration sei ihr ein zu grosses Wort. Darauf angesprochen, ob es für sie nicht komisch sei, alleine unter so vielen Männern zu sein, meint sie: »Ich fühle mich wohl, die Männer sind sehr zurückhaltend.«

Ob es das Ticketgeld oder das Singen ist, was die Leute anzieht, wird sich am 2. April zeigen, wenn der Chor sein erstes Konzert gibt: um 15 Uhr in der Bahnhofshalle des Zürcher Hauptbahnhofs und um 17 Uhr auf der Treppe des Opernhauses. Ursprünglich sollte das Konzert auf dem Sechseläutenplatz stattfinden, doch die Stadt bewilligte das Gesuch nicht, da dieser Platz der Öffentlichkeit vorbehalten sei. Also wurde kurzerhand das Opernhaus angefragt, ob man auf der Treppe singen könne. Groher schmunzelt: »Das Publikum steht dann auf dem Sechseläutenplatz und ist die Öffentlichkeit.«

*Wer am Konzert nicht dabei sein kann, liest auf [www.aufbruch.ch](http://www.aufbruch.ch) darüber. Weitere Infos auf [www.montagschor.ch](http://www.montagschor.ch) ♦*



Probe des Montagschors im Zürcher Volkshaus: Es wird viel gestikuliert, gelacht und Ticketgeld verteilt



## fairNetz

Neues Förderprogramm heizt ein



*ProChileWatt* unterstützt während drei Jahren Schweizer Kirchgemeinden, die ihren Stromverbrauch senken möchten, mit Fördergeldern und Beratung. Davon profitieren können Kirchgemeinden mit einer elektrisch beheizten Kirche, die keine programmierbare Heizungssteuerung haben. Hauptmassnahme des Programms ist der Einbau einer Heizungssteuerung, die die Heizelemente in der Kirche optimal ansteuert. In vielen Kirchen, Kirchgemeindehäusern und Pfarrhäusern besteht erhebliches Stromsparpotenzial zudem bei der Beleuchtung und der Warmwassererzeugung. Der Stromverbrauch kann um bis zu 30 Prozent gesenkt werden. *ProChileWatt* übernimmt bis zu 40 Prozent der nötigen Investitionskosten für eine Heizungssteuerung und weitere geeignete Stromsparmassnahmen. Drei Punkte müssen gegeben sein, damit eine Kirche in den Genuss des Förderprogramms kommen kann: Sie wird über das ganze Jahr genutzt und elektrisch beheizt, ohne über eine moderne Heizungssteuerung zu verfügen. Weiter muss der Stromverbrauch jährlich etwa bei 30000 Kilowattstunden liegen. Infos unter [www.pro-chilewatt.ch](http://www.pro-chilewatt.ch)

Verliebt, verlobt, fairveriratet

»Wir möchten etwas bewirken und haben deshalb unsere Ehe mit Ringen aus Fairtrade-Gold besiegelt. Uns ist es wichtig, dass auch andere Menschen positiv in die Zukunft blicken können.« Wie Olivia und Philipp Zumbach ruft die *Max Havelaar-Stiftung* neue Paare auf, Fairtrade-Produkte bei ihrem Hochzeitsfest zu berücksichtigen. Ob Ringe, Festmahl, Blumenschmuck oder Tischdeko – mehr Idee auf [www.maxhavelaar.ch](http://www.maxhavelaar.ch)



Ein Sänger besingt den Cristo de las Misericordias

## Semana Santa

In vielen katholischen Gebieten kommt dem Zelebrieren der Karwoche grosse Bedeutung zu, so auch in Spanien und besonders in Andalusien; doch nirgends finden die Feierlichkeiten in einem vergleichbaren Ausmass statt wie in Sevilla. Zwischen Palmsonntag und Ostersonntag werden dort fast rund um die Uhr insgesamt 60 Prozessionen durchgeführt, wobei jede von ihnen bis zu 2000 Beteiligte aufweist und bis zu 12 Stunden dauert. Während der ganzen Woche ist die Stadt im Ausnahmezustand; oft gibt es vor lauter Menschenmassen, die durch die Strassen strömen, um den Prozessionen beizuwohnen, kein Durchkommen mehr, und das alltägliche Leben kommt vollständig zum Erliegen. Jede Prozession führt zwei Altäre mit sich; auf dem ersten befindet sich ein Bildnis Christi, auf dem zweiten ein Bildnis der Jungfrau Maria. Diese Bilder, deren Verehrung den zentralsten Inhalt der Semana Santa darstellt, werden begleitet von unzähligen Büssern in ihrer typischen, aus Spitzhut und Gesichtsmaske bestehenden Verkleidung.

Die Prozessionen gestalten sich multimedial und interaktiv: Die Zuschauer, welche den Weg säumen, greifen auf vielfache

Weise ins Geschehen ein. Sei es, dass sie beim Anblick einer Marien- oder Jesusstatue in Tränen oder Jubel ausbrechen, sei es, dass sie von Fenstern und Balkonen aus Blumen auf die verehrte Figur herabregnen lassen oder aber ihr einen Gesang darbringen. Diesen Gesängen kommt eine grosse Bedeutung zu: Sie richten sich in direkter Rede an die Figur und suggerieren eine Gesprächssituation. Der Gesang dient somit einer Animationsstrategie, indem er die Figur als ansprechbares, lebendiges Gegenüber vorführt. Durch die Animation der Figuren wird das Leiden derselben in vielfache Bezüge gesetzt zu demjenigen der Büsser, der Sänger und der Zuschauer. Die Prozessionen sind nicht bloss Ausdruck einer religiösen Praxis; sie sind Aufführungen, welche eine Reaktualisierung der Passionsgeschichte vollziehen. Sie sind zudem ein Exzess der Sinnlichkeit: Der Kult ums Leiden ist zugleich ein Kult der Ästhetik, das Inszenieren des Schmerzes ist ein Inszenieren der Schönheit. Visuelle, auditive, taktile und olfaktorische Eindrücke prägen die heiligste aller Wochen, die gerade aus der Überlagerung der verschiedenen Sinneswahrnehmungen ihre Wirkkraft bezieht. Mirjam Läubli

## Dialog mit dem Fremden: Dada Afrika



Männliche Figur  
Elfenbeinküste,  
Baule, Holz

Weltweit widmet sich eine Ausstellung zum ersten Mal der Auseinandersetzung der Dadaisten mit aussereuropäischer Kunst und Kultur. Von Mitte März bis Mitte Juli zeigt das Museum Rietberg die Ausstellung »Dada Afrika«. Den Besucher erwarten dadaistische Arbeiten

im Dialog mit Kunst, Musik und Literatur aus Afrika, Amerika, Asien und Ozeanien. Masken von Marcel Janco, aber auch Kostüme von Sophie Täuber-Arp oder Collagen von Hannah Höch werden aussereuropäischen Kunstwerken gegenübergestellt. Das Resultat ist verblüffend. Im exotisch Fremden entdeckten die Dadakünstler und -künstlerinnen offensichtlich eine befreiende Gegenwelt.

[www.rietberg.ch](http://www.rietberg.ch)



BILD: FOTO MUSEUM BRÜDER KLAUS SACHSELN

130 Porträts von Niklaus von Flüe aus 500 Jahren

## Museum Bruder Klaus Sachseln

Im *Zentrum der Schweiz* in Sachseln (OW) befindet sich das *Museum Bruder Klaus*. Seit 1976 ist es hier in einem herrschaftlichen Haus untergebracht. Vor vier Jahren wurden Haus und Museum renoviert. Nun wird der Besucher der Dauerausstellung »Niklaus von Flüe – Vermittler zwischen Welten« von 130 Porträts des Heiligen aus 500 Jahren empfangen. Wertvolle Originalobjekte, bewegte und statische Bilder, Informationen und Stellungnahmen bieten überraschende

Ansichten vom und Einsichten in Leben und Wirken des Eremiten. Unzählige Verehrungszeugnisse sind in einer Wunderkammer versammelt. Im oberen Teil des Hauses und im Garten werden Sonderausstellungen gezeigt. Bis am 19. Juni sind dies Trouvaillen von 12 verstorbenen Inner-schweizer Künstlern sowie Bepflanzungen und Gartengestaltungen von Maria Josefa Lichtsteiner.

Chatrina Gaudenz

[www.museumbruderklaus.ch](http://www.museumbruderklaus.ch)

## Pilgern für Kirche mit den Frauen



FOTO: ZVG

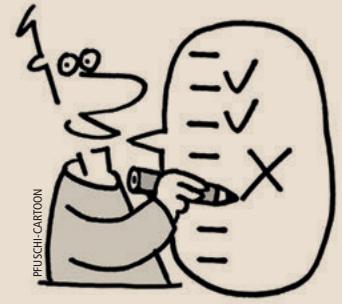
Ab 2. Mai pilgern sechs Frauen und ein Mann von St. Gallen Richtung Rom. 1000 Kilometer Fussmarsch und zwei Monate später wollen sie dem Papst ihre Botschaft übergeben:

»Wir wünschen, dass Männer der Kirche in Zukunft nicht mehr ohne Frauen über deren Stellung, Rolle und Funktion einerseits und über die Belange der Kirchen im Allgemeinen andererseits nachdenken und entscheiden.« Dies soll der Startschuss eines längeren Prozesses sein. »Wir wollen Prophetinnen einer Zeit sein, die nicht uns gehört«, erklärte Mitinitiantin Hildegard Aepli kürzlich

vor der Presse in Bern. Zentrales Anliegen sei, dass sie »einen Weg der Gleichberechtigung gehen wollen – zusammen mit den Männern der Kirche«. Darum seien sie darauf bedacht, dem Dialog nicht mit »vorschnellen Forderungen – wie zum Beispiel nach dem Priestertum der Frau – vorzugreifen«. Aufgrund dieser Haltung können die Initiantinnen, zu denen auch die Priorin des Benediktinerinnenklosters Fahr, Irene Gassmann, gehört, auf bischöfliche Unterstützung aus Basel und St. Gallen zählen. Wer sich der Pilgergruppe nur für eine Etappe anschliessen will, kann ebenfalls organisiert mitreisen. Mehr Infos gibt es bei Hildegard Aepli, 076 454 69 96, [aepli@bistum-stgallen.ch](mailto:aepli@bistum-stgallen.ch), und Priorin Irene Gassmann, 043 455 10 42, [priorin@kloster-fahr.ch](mailto:priorin@kloster-fahr.ch)

[www.bistum-stgallen.ch](http://www.bistum-stgallen.ch)

Wolf Südbeck-Baur



## Agenda

► **Ältere Migrantinnen und Migranten in der Nachbarschaft.** An einer Tagung der Paulusakademie präsentieren Fachleute neue Erkenntnisse und geben Inputs aus der Praxis. Zentrales Anliegen: Das Potenzial nachbarschaftlicher Hilfe für alle fördern. Leitung: Hans-Peter von Däniken, 6. Apr., 13.00–17.45, Volkshaus, Stauffacherstr. 60, 8004 Zürich.

► **Surfen auf dem Zeitgeist? Zur Rolle der Kirche in der Gesellschaft.** Abendveranstaltung mit Béatrice Acklin Zimmermann (Paulusakademie), Ralph Kunz (Uni Zürich), Thomas Ribi (NZZ), Evelyn FINDER (DIE ZEIT), 14. Apr., 18.30–20.00, Zentrum Karl der Grosse, Kirchgasse 14, 8001 Zürich.

► **Äthiopisch-orthodoxes Osterfest.** Gottesdienst durch die ganze Nacht, 30. Apr. bis 1. Mai, 20.00 bis 7.00, Haus der Religionen, Europaplatz, 3008 Bern.

► **Spitalseelsorge in einer vielfältigen Schweiz – Interreligiöse, rechtliche und praktische Herausforderungen.** Existierende Praktiken werden diskutiert und Konzepte für die Zukunft in den Blick genommen. Mit Irene Becci, Simon Peng-Keller, René Pahud de Mortanges, Sedar Kurnaz u.a. 18. Mai, 9.00–17.00, Universität Freiburg, Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg.

► **Welche Religion für welche Gesellschaft?** Tagung über die Reflexionsfähigkeit religiöser Systeme, mit Urs Eigenmann, Kuno Füssler, Sameer Murtaza, Elajahu Tarantul, Christine Stark, 22. Mai 15.30–21.30 und 23. Mai 9.00–16.00, Zürcher Volkshaus, Stauffacherstr. 60, 8004 Zürich.

► **Flüchtlinge im Gespräch.** Ein junger Flüchtling aus Afghanistan erzählt über die Gründe seiner Flucht, seine Erfahrungen auf der Reise in die Schweiz und seine Zukunftsaussichten. Mit Johannes Bardill, Religiös-Sozialistische Vereinigung. 28. Mai, 15.00–17.00, Gartenhofstr. 7, 8004 Zürich.

► **Die Symbolik des Yoga – Wochenende mit Übungen, Vorträgen und Austausch für Geübte und Wiedereinsteiger ins Yoga.** Leitung: Irène Fasel. 6. Mai 18.30 bis 8. Mai 13.30, Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, 6313 Edlibach.

► **Interkulturelles Jugendradio** – Schnupper-Workshop für Jugendliche (13 bis 20 Jahre), 20. und 21. Mai, 13.30–17.00, Haus der Religionen, Europaplatz, 3008 Bern. Info: [louise.graf@haus-der-religionen.ch](mailto:louise.graf@haus-der-religionen.ch)



## Ikone der Geschichte

Buddha, Jesus, Mohammed

Gegen die Spaltung konnte ich nichts tun. Dabei hatte ich immer die Einheit verkündet: Einheit aller Religionen, Einklang von Religion und Wissenschaft, Gleichheit von Mann und Frau. Die Welt der Herrscher ist mir suspekt. Machtmissbrauch der Oberschicht habe ich selber erlebt: Ich wurde willkürlich verhaftet, eingekerkert, enteignet und des Landes verwiesen. Zu Fuss marschierte ich nach Bagdad. Machtkämpfen in meiner Religionsgemeinschaft entzog ich mich; ich verbarg mich in einer Höhle in Kurdistan. Doch meine Anhänger fanden mich, meine Gegner verfolgten mich weiter. Ich gehörte nicht mehr zur herrschenden Schicht, dennoch schrieb ich Briefe an den Papst, an den Schah von Persien, an den russischen Zaren, an Königin Victoria und an Napoleon. Meinen Anhängern erzählte ich von meiner Berufung: Ich bin der Herr der Heerscharen, den Jesaja erwartet hatte, ich bin der zehnte Avatar der Hindus und der Maitreya der Buddhisten; ich bin die Wiederkunft Christi, ich bin die grosse Verkündigung, wie sie im Koran erwähnt wird. Eines Nachts, in einem Traum, hörte ich von allen Seiten Worte. Ich schrieb sie in meinem Brief an den Sohn des Wolfs nieder. Ich verzichte auf Rache gegenüber dem persischen Staat oder dem schiitischen Klerus. Streit und Rache ist falsch. Sie versuchten mich zu vergiften, schickten Mörder, ich überlebte alles, wurde aber nach Akkon verbannt. Ich bin überzeugt, dass es nur einen Gott gibt. Aber er offenbart sich in immer neuen Manifestationen: In Mose, in Buddha, in Jesus, in Mohammed. Ich bin die Manifestation Gottes für unser Zeitalter. Mein Name bedeutet Pracht von Gott.

Philipp Koenig

## Kirche Schweiz – wohin?

Zu »Riss entzweit Schweizer Bischöfe«, Nr. 218

Der Beitrag signalisiert zunehmende Spannungen zwischen rückwärts orientierten und vorwärtsdrängenden Kräften. Viele, denen Kirche am Herzen liegt, fragen bekümmert, was denn los sei. Was könnte trotzdem zum langen Atem in dieser Krisensituation verhelfen? Rechenschaft über den künftigen Kurs der katholischen Kirche und über die pastoralen Wege im Horizont der Botschaft des Evangeliums ist dringend nötig. Viele engagierte Christinnen und Christen leiden an der Konstitutionsschwäche der Kirche. Die Ursachen für den schwindenden Einfluss der Kirche(n) haben zuerst mit gesellschaftlichen Strömungen und geschichtlichen Entwicklungen zu tun. Aber die Kirche selber ist in eine Krise geraten. Das Bröckeln des früheren Bollwerks und des volkswirtschaftlichen Milieus zeigt, dass etwas zu öffnen und zu säen ist, was dem Menschen Orientierung schenken kann und unter heutigen Bedingungen religiöse Heimat sein könnte.

In diesem Prozess spielte und spielt das II. Vatikanische Konzil (1962–1965) eine entscheidende Rolle. Wir haben es als dynamischen Prozess des Aufbruchs aus einer statischen Organisation und aus einer doktrinären und moralisierenden Enge in Erinnerung. Das Konzil war sozusagen ein Durchlauferhitzer für eine atmosphärische und praktische Öffnung der Kirchenbasis bzw. des sogenannten Volkes Gottes. Diese Umbrüche an der Basis haben zu verschiedenen Kirchenbildern und zu polarisierenden Fraktionen geführt. Das ist eigentlich nicht erstaunlich. Alles hat sich im katholischen Erscheinungsbild verändert: das Verständnis von Kirche, Christsein und Seelsorge, die pastoralen Wege und die Sozialformen wie etwa Pfarrei und neue Seelsorgeeinheiten... Zu nennen sind auch die neuen Kate-

gorien von Seelsorgern/-innen bzw. das kirchliche Betriebspersonal, das auf der Ebene der Seelsorge und des kirchlichen Wirkens den Klerus sozusagen »relativiert« hat. Das Monopol hat Konkurrenz erhalten. Alles ist in Bewegung. Nicht bewegt hat sich jedoch das klerikale, zentralistisch übersteuerte und patriarchale System unserer Kirche. Es ist vorkonziliar steckengeblieben. In dieser Spannung sind Reformwünsche akut geworden, die vor dem Konzil kaum eine Stimme hatten. Reformanliegen wie Mitsprache in synodalen Formen, Gleichberechtigung von Frauen und Männern, ökumenische Öffnung, Zölibat usw. wurden laut und lauter, aber von der Kirchenleitung immer mehr zurückgewiesen. So gab es die Verzögerung unserer nachkonziliaren Nacherwartungen auf energische Reformschritte hin. Mangelnde Gesprächsbereitschaft lässt aber erst recht Konflikte anstauen und reizt zu charismatischer Dreistigkeit: »Es reicht...« Analysen und Wegmarkierungen für den Weg in die nächste und weitere Zukunft gibt es zuhauf. Nennen möchte ich nur Aspekte, die stärker zu beachten sind. Das Problem liegt meines Erachtens nicht zuerst in der praktischen Hilflosigkeit der Verantwortlichen, die strittigen Punkte auf kurz-, mittel- und langfristige Reformziele hin anzugehen. Das Problem liegt vielmehr darin, dass die theologisch möglichen und pastoral notwendigen Reformen tabuisiert und abgewehrt und dass sie nicht lösungsorientiert und mutig angegangen werden. Das vergiftete die Atmosphäre. Denkverbote verursachen auch in der Kirche mentale und spirituelle Infektionen. Die Einheit der Kirche in ihrer konkreten Gestalt sei gottgewollt und damit unfehlbar, wird ohne Rücksicht auf den geschichtlichen Werdegang der Kirche behauptet. Die klerikale Hierarchie und die geschichtlich gewachsene Sozialgestalt der Kirche sind sozusagen sakralisiert worden: heilige Kirche, Heiliger Vater, Heiliger Stuhl, göttliches Recht, heiliges Konzil, heilige Inquisition... Die sichtbare Versammlung und die geistliche Gemeinschaft wurden vermischt. Diese Sakralisierung wirkte sich nicht nur auf das System der Kirche aus, sondern auch psychologisch auf die sogenannten Amtsträger. Sie wurden persönlich als Geistliche in der Rolle als Gnadenvermittler und als Geweihte auch mental aufgewertet. Die heilige Rolle stärkte und »schützte« dann zum Teil auch das subjektive Selbstwertgefühl, narzisstische Anteile und das, was die Psychologie »Über-Ich« nennt. Leicht fühlte man sich überlegen. Dies ist nicht zu verallgemeinern. Aber viele inner-

**Kommentieren Sie die Beiträge auf [www.aufbruch.ch](http://www.aufbruch.ch)**



**Sagen Sie uns Ihre Meinung – zu exklusiven Beiträgen, die Sie nur auf unserer Webseite finden.**

## » Die Gefahr in dieser Kirche ist, dass Gott zu klein und Kirche zu gross gedacht wird

Leo Karrer

kirchlichen Widerstände gegen Reformschritte, die natürlich auch so etwas wie Chaos verursachen können, haben viel mit Psychologie zu tun und oft wenig mit Theologie.

So kommt es auch, dass die heilige und unfehlbare Kirche für Konfliktbereinigung, für faire Prozessabläufe und für synodale Mitverantwortung keine Vorsorge und keine hilfreichen Instrumente vorgesehen hat. Es gibt den Konflikt mit dem Konflikt. Man hatte ja im Verlauf der Geschichte selbst die menschliche Organisation und ihre Macht zum Glaubenssatz erhoben. In dieser »winterlichen Stimmung« (Karl Rahner) durchbricht Papst Franziskus gerade diese Tabus, Mentalitäten und Diskussionsverbote, die die Kirche so statisch und unbeweglich – auf der Ebene des Systems, nicht in ihrem pastoralen Handeln – erstarren liess. Seine Weihnachtsansprache am 22. Dezember 2014 an die Oberen der vatikanischen Kurienbehörden und viele seiner Impulse haben das Bild einer idealen Kirche radikal in Frage gestellt und nach dem konkreten Dienst der Kirche in der heutigen Welt gefragt. Damit ist etwas geschehen, was sich auf Dauer heilend und befreiend auswirken kann. Die Gefahr bei uns und in dieser Kirche ist doch, dass Gott zu klein und Kirche zu gross gedacht wird. Hier könnten sich Bekehrungsschritte anbahnen, denen sich auf Dauer konkrete Reformen anschliessen müssten. Die Kirche dient einer Liebe, die sie aber nicht selber erfüllt, sondern Gott. Sie ist geerdetes Sakrament und nicht abgehobene Sakralität. Darum darf man dankbar sein für die konkrete Kirche mit all ihren menschlichen Wunden und Wundern. Letztlich geht es um die Fragen der Menschen im Horizont der Gottesfrage.

Für Konflikte und Mitsprache in einer synodalen Kirche – nicht gegen den Papst,

sondern mit ihm, und nicht gegen das Volk Gottes, aber mit ihm – sind wir institutionell nicht gut vorbereitet. Die geschichtlich gewachsene Kirchenordnung – mit all dem Reichtum ihrer Dienste, Charismen, Symbole und Solidaritäten – muss sich in der Spannung zwischen der Heilsbotschaft an alle Menschen und den verwirrenden Realitäten des Lebens wandeln und diensttauglich werden. Man kann dann Tradition nicht als Repetition des schon immer Gewussten retten und den Phantomschmerz der Ewiggestrigen beflissen bedienen.

Auf diesem Weg als Umbruch zwischen Abbruch und Aufbruch sollen Reformen und Schritte aufeinander zuwachsen und reifen. Sie sollten nicht einfach von oben dekretiert oder verweigert werden. In Konflikten gibt es auch Reibereien und Streit. Damit ist doch zu rechnen, ohne dass man das sofort verübelt. Dann wäre zu wünschen, dass man trotz Gegnerschaften nie Feind wird. Deshalb sind auch in der Schweiz alle Initiativen, Bewegungen und engagierte Gruppen bis hin zur Pfarreiinitiative, Verein Tagsatzung, Katholische Dialoge (Romerohaus), Herbert Haag-Stiftung usw. zu fördern, die Brücken zueinander bauen und einander spirituell den Mut zum langen Atem verstärken. Damit werden auch ökumenisch und interreligiös Brücken gebaut, nicht Brückenpfeiler als Grenzmarkierungen. Es geht um die Nähe zu den Menschen und um eine kritisch-prophetische Präsenz in der Gesellschaft. So ist alles zu begrüssen, was Dialog, Solidarität und fairen Streit ermöglicht. Dabei muss man für die nächsten Schritte nicht warten, bis Rom bereit ist und grünes Licht signalisiert. Auch Reformanliegen müssen zuerst vom eigenen Innen her reifen. Auch in einem reformbedürftigen System ist eine richtige Praxis möglich. Das ist unsere persönliche Verantwortung. Und wenn wir dabei auch an eigene Grenzen stossen und eventuell leidige Konflikte entzweien, so ist meines Erachtens vielversprechend, einander im persönlichen Gebet nicht auszuweichen, sondern sich gegenseitig einzubeziehen und so gemeinsam vor Gott zu kommen – denn Gott ist »gross«.

Prof. em. Leo Karrer, Freiburg i.Ü.

## SCHLUSSBLÜTE

» Läute die Glocken, die noch klingen/Vergiss deine wohlfeilen Gaben/Da ist ein Riss, ein Riss in allem/Das ist der Spalt, durch den das Licht einfällt.

Leonard Cohen, \*1934, 2008 in seinem Song »Anthem«

## Impressum

**aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT** ([www.aufbruch.ch](http://www.aufbruch.ch))

Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare  
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o René Schurte, In der Wässerli 27, 8047 Zürich)  
Ehren-Herausgeber: Erwin Koller  
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61410 Oberursel, [www.publik-forum.de](http://www.publik-forum.de)

### Redaktions-Adressen:

*Redaktion Basel:* Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: [redaktion.basel@aufbruch.ch](mailto:redaktion.basel@aufbruch.ch)  
*Redaktion Zürich:* Brauerstrasse 75, 8004 Zürich, Tel. 076 584 92 72, E-Mail: [redaktion.zuerich@aufbruch.ch](mailto:redaktion.zuerich@aufbruch.ch)

**Redaktion:** Wolf Südbeck-Baur (Basel), Chatrina Gaudenz (Zürich)

**Redaktionsteam:** Judith Albisser (Bern), Anja Buckenberger (Zürich), Martina Läubli (Zürich), Thala Linder (Solothurn), Cristina Steinle (Basel), Christian Urech (Zürich)

**Layout:** Barbara Blatter, AVD Goldach AG

**Korrektorat:** Christian Urech (Zürich)

**Druck:** apm Druck, Kleyerstrasse 3, D-64295 Darmstadt

**Inserate:** Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur,

Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: [redaktion.basel@aufbruch.ch](mailto:redaktion.basel@aufbruch.ch)  
Insertionsbedingungen unter [www.aufbruch.ch](http://www.aufbruch.ch),  
Insertionsschluss nächste Ausgabe: **16. Mai 2016**

### Abonnementspreise:

*Schweiz:* Jahresabo (6 Ausgaben) CHF 88.–;  
Förderabo: CHF 108.–; Kombiabo: CHF 172.–;  
2-Jahresabo normal: CHF 160.–; 2-Jahresabo Förder: CHF 200.– Einzelnummer: CHF 12.50. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17861-0  
*Ausland:* Jahresabo € 60.– (CHF 99.–), Förderabo € 70.– (CHF 119.–);  
Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75);  
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter [www.aufbruch.ch](http://www.aufbruch.ch)

### Abonnemente und Adressänderungen:

*aufbruch*-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 (Do 16–18 Uhr), [abo@aufbruch.ch](mailto:abo@aufbruch.ch)

**Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 11. Mai 2016**  
**Sie erscheint am 2. Juni 2016**

**aufbruch**  
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

## Bestelltalon

- Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- Ich abonniere *aufbruch*:
  - Jahresabo CHF 88.–
  - Förderabo CHF 108.–
  - 2-Jahresabo normal CHF 160.–
  - 2-Jahresabo Förder CHF 200.–
- Ich abonniere das Kombi-Abo von *aufbruch* und Publik-Forum: Jahresabonnement CHF 172.– (Studierende CHF 120.–)

Absender: \_\_\_\_\_

Senden an: *aufbruch*-Aboservice,  
c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil,  
Tel. 079 628 25 78, donnerstags 16–18 Uhr,  
E-Mail: [abo@aufbruch.ch](mailto:abo@aufbruch.ch)



TYRANNOSAURUS TRUMP ... COMING SOON!